[Christoph von Schmid

Die Früchte
der
guten Erziehung.

Drei

Erzählungen in Briefen

für

Kinder und Kinderfreunde.

St. Gallen.

Zu haben im Litteratur-Comptoir.

1839.

St. 1975.88

Vorrede.

Dieses Büchlein deutet darauf hin, was bei einer guten Erziehung das Wichtigste sein müsse. Kindliche Ehrfurcht gegen Gott, herzliche Liebe zu ihm, eine heilige Furcht, ihm durch Sünde zu mißfallen — mit einem Worte, Frömmigkeit muß in das zarte Kinderherz gepflanzt werden, wenn die Erziehung Früchte bringen soll.

In Erzählungen werden Beispiele von Kindern vor Augen gestellt, die ihre Eltern ehrten, liebten, ihnen gehorchten, ihnen Freude machten, ihnen in ihren alten Tagen zum Troste und zur Stütze ihres hinsinkenden Lebens wurden. Möchten diese Beispiele den Kindern ein Spiegel sein, worin sie sehen, wie ihr Betragen gegen ihre Eltern beschaffen sein soll.

In Briefen sind diese Erzählungen geschrieben, weil auch das Briefschreiben am leichtesten durch Beispiele

gelehrt wird, weil es immer gut und nützlich ist, daß die Kinder Briefe schreiben lernen, und weil bei allem Guten und Nützlichen das Beste und Nützlichste nicht außer Acht gelassen werden soll.

Die Gottseligkeit ist zu Allem nütze und hat die Verheißung dieses und des künftigen Lebens. Durch sie allein kann Alles, was in Schulen sonst noch Nützliches gelehrt wird, erst wahrhaft nützlich werden. Sie ist das eine Nothwendige. Wie im Rechnen Eins den Nullen, so gibt im Leben die Gottseligkeit den menschlichen Kenntnissen und Bemühungen erst einen Werth.

I.

Der gefundene Ring.

Erster Brief.

Der Hirtenknabe Johannes schreibt an seine Schwester Maria.

Wiesenthal, den 1. Mai 1806.

Liebe Schwester!

Gestern war ein recht schöner Frühlingsabend. Ich saß unter einem Baume und blies auf meiner Hirtenflöte. Meine Schäflein gras'ten friedlich am Bache. Mein kleines Büchlein, das ich noch aus der Schule habe, lag neben mir. Die Sonne ging bereits unter und ihre feurigen Strahlen vergoldeten Himmel und Erde.

Da ging der Herr Kaplan am Bache spazieren. Er hörte mir eine Weile zu. Darauf kam er zu mir her. Er sah das Büchlein im Grase liegen. „Kannst Du denn lesen, lieber Kleiner?" fragte er mich freundlich. „O ja," sagte ich, und las ihm sogleich eine Seite ohne Anstoß vor.

Er war ganz verwundert und sagte: „Wo bist Du denn her? Wer sind Deine Eltern, daß sie Dich so fleißig in die Schule schickten, und wie kamst Du in unser Dorf?“

Ich erzählte ihm nun unsere ganze Geschichte: daß wir durch den Krieg um Hab und Gut gebracht und aus dem Lande vertrieben wurden; daß unser guter Vater im Kriege umgekommen sei; daß unsere liebe Mutter zu Tannenberg, sechs Stunden von hier, in einer armen Hütte krank liege; daß Du, liebe Schwester, ihr abwartest und sie durch Spinnen zu erhalten suchest, und daß ich, um doch auch etwas zu verdienen, mich diesen Frühling als Hirtenknabe hierher nach Wiesenthal verdingt habe. Die Thränen standen mir in den Augen, wie ich ihm dieses Alles so erzählte.

Er sprach mir hierauf recht liebreich zu. „Sei Du nur getrost,“ sagte er, „und weine nicht! Lebe so fromm und rechtschaffen, wie Deine guten Eltern, und es wird Dir gewiß noch wohl ergehen.“ Er griff in die Tasche und schenkte mir dieses schöne, neue Silberstück, das ich hier, nebst dem kindlichen Gruße, unserer lieben Mutter überschicke. Gott gebe, daß sie doch bald wieder gesund werde! Lebe wohl. Ich bin

Dein getreuer Bruder Johannes.

Zweiter Brief.

Maria schreibt ihrem Bruder Johannes.

Tannenberg, den 15. Mai 1806.

Liebster Bruder!

Ach, ich weine heiße Thränen! Mein erster Brief an Dich ist wohl der traurigste, den ich in meinem ganzen Leben schreiben werde. Unsere liebe Mutter ist vorgestern Nachts gestorben und heute Morgens wurde sie begraben.

Den Abend vor ihrem Tode saß ich an ihrem Bette; da kam Dein Brief. Ich las ihn ihr vor; sie weinte vor Freuden.

„Ach, liebe Tochter," sagte sie, „ich werde von diesem Krankenbette nicht mehr aufstehen. Ich werde nun wohl heimgehen zu Gott, unserm lieben Vater im Himmel. Daß ich Euch, so gut ich konnte, erzogen habe, ist nun mein bester Trost im Tode. Ach, meine lieben Kinder, bleibt doch immer fromm und gut und werdet täglich noch besser! Habt Gott stets vor Augen, liebt ihn über Alles, haltet seine Gebote und vertraut auf ihn! Glaubet von ganzem Herzen an Jesus Christus; thut Alles, was er uns lehrt, und folgt seinem schönen Beispiele! Bittet täglich, Gottes heiliger Geist wolle Euch leiten und regieren, und gebt seinen Eingebungen Gehör! Liebet einander; thut Niemanden etwas zu Leid! Laßt Euch durch Euere Armuth und Noth nicht

verleiten, Andern auch nur das Geringste zu nehmen! Hütet Euch vor jeder, auch der kleinsten Sünde; besonders aber bewahrt Euere Unschuld rein und unbefleckt! Gott wird dann gewiß für Euch sorgen. Er wird nun auch Mutterstelle an Euch vertreten, wie er bisher Euer Vater war. Lebet wohl und weinet nicht! Ich komme ja zu Gott und werde dort stets für Euch bitten. Dieß sind die letzten Worte Euerer sterbenden Mutter. Vergiß sie nicht, liebe Maria, und schreib' sie auch dem lieben Johannes! Ich schicke ihm hiermit meinen letzten Gruß. Gerne hätte ich ihn in dieser Welt noch ein Mal gesehen; allein im Himmel, wo ich Euern verstorbenen Vater gewiß anzutreffen hoffe, sehen wir uns ja Alle einst wieder."

Sie gab uns Beiden noch ihren mütterlichen Segen, und drei Stunden darauf verschied sie sanft und selig, und ich weine mir nun fast die Augen aus.

Wie schön der Herr Pfarrer sie zum Tode vorbereitete und wie viel Gutes er ihr während ihrer langen Krankheit that, läßt sich gar nicht beschreiben. Er besuchte sie fast täglich und schickte ihr täglich das Beste zu essen. Er ließ ihr den Doktor kommen und bezahlte für sie in der Apotheke. Auch in ihren letzten Augenblicken war er noch zugegen und machte ihr durch seine tröstlichen Zusprüche das Sterben süß und leicht. Bete doch recht, lieber Bruder, daß es Gott dem guten Herrn Pfarrer vergelten wolle!

Bete aber auch für mich; denn ich bin nun wohl ein recht armes Mädchen. Wir sind zwar von jetzt an Beide verlassene Waisen; allein Du bist doch schon so groß und stark, daß Du Dein Stücklein Brod mit Hüten verdienen kannst. Aber was soll ich anfangen? Zur Bauernarbeit bin ich noch zu schwach und vor dem Betteln fürcht' ich mich. Man wird dabei so leicht liederlich. Gott erbarme sich

Deiner armen Schwester Maria.

Dritter Brief.

Johannes schreibt seiner Schwester Maria.

Wiesenthal, den 2. Juni 1806.

Liebste Schwester!

Du hast recht: Gott wolle sich unser erbarmen! Ich kann Dir vor Weinen fast nicht schreiben. Es ist nicht zu sagen, wie mich Dein Brief erschreckt und betrübt hat. Ach, wer hätte das gedacht, daß unsere liebe Mutter so bald sterben würde! Allein wir müssen uns doch wieder fassen; denn sieh', was Gott thut, ist doch Alles gut. Das müssen wir glauben, wenn es uns gleich viel anders vorkommt.

Unsere liebe Mutter ist glücklich. Sie war so fromm und ist nun gewiß im Himmel. Sie hat es jetzt besser als wir; also sollten wir ihrerwegen ja vielmehr fröhlich sein.

Für uns wird Gott auch sorgen. Er nährt jeden Vogel in der Luft und kleidet die Blume auf dem Felde; wie

könnte er seiner Kinder vergessen! Wenn das Lämmlein geschoren ist, schickt Gott einen warmen Wind, sagt das Sprichwort. Er wird also auch uns in unserm Elende Trost und Hülfe senden.

Weine nun nicht mehr, liebe Schwester! Laß uns lieber recht auf Gott vertrauen, beten und die Lehren unserer guten Mutter befolgen. Dann macht es Gott gewiß recht mit uns und dann sehen wir sie im Himmel bei ihm dereinst wieder.

Ich lege Dir auch einen Brief an den Herrn Pfarrer bei.

Lebe wohl! Gott sei mit Dir und

Deinem Bruder Johannes.

Vierter Brief.

Johannes an den Herrn Pfarrer zu Tannenberg.

Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Werden Sie doch nicht böse, daß ein so armer Knabe sich untersteht, an Sie zu schreiben. Es ist wahr, ich bin nur ein geringer Hirtenknabe, aber dennoch habe ich alle meine Schäflein von Herzen lieb. Ich gebe ihnen gerne von meinem Brode; ich habe Mitleid mit ihnen, wenn ihnen etwas fehlt, und ziehe ihnen die Dornen, die sie sich hier und da eintreten, sorgfältig heraus. Besonders habe ich auf die Kleinen wohl Acht.

Verzeihen Sie, daß ich so geradezu mit Ihnen rede. Sie

sind auch ein Hirt; Sie lieben die Schäflein, die Ihnen der rechte, gute Hirt anvertraut hat, gewiß noch mehr, als ich die meinigen, und eben dieses macht mir Muth, recht kindlich und zutraulich mit Ihnen zu reden.

Ja, Sie lieben ihre Untergebenen; das haben Sie an meiner seligen Mutter gezeigt. Sie haben so liebreich für sie gesorgt, als wäre sie Ihre Mutter. Dieß erfüllt mein Herz mit dem innigsten Danke, und weil mein Vater und meine Mutter mir die Dankbarkeit als eine der schönsten Tugenden, besonders an den Kindern, gar so eingeschärft haben, so bezeige ich Ihnen meinen Dank hiermit auch schriftlich. Freilich weiß ich nicht Alles so recht zu sagen, wie es mir um das Herz ist; allein, glauben Sie mir, das kommt zum Theil auch daher, weil mein Herz so voll und bewegt ist. Genug, ich bete alle Tage für Sie, Gott wolle Ihnen Alles reichlich vergelten, und das wird er auch gewiß thun.

Verzeihen Sie, daß ich meinem Danke nun noch eine demüthige Bitte beifüge. Meine Schwester ist jetzt wohl ein recht armes, verlassenes Mädchen. Ich bin ihr älterer Bruder, ich sollte für sie sorgen; aber, mein Gott, ich bin selbst ärmer als arm. Ich weinte und betete recht von Herzen, Gott wolle mir doch eingeben, was ich thun soll. Nun, da fiel mir ein, Ihnen zu schreiben, Sie möchten sich ihrer annehmen. Ach, ich bitte Sie nun um Gotteswillen und recht

aus dem Innersten meiner Seele: Erbarmen Sie sich doch dieser armen, verlassenen Waise! In der tröstlichen Hoffnung, daß Sie dieses thun werden, küsse ich Ihnen ehrerbietig die Hand und bin mit kindlicher Ehrfurcht Euer Hochwürden

dankbares Pfarrkind: Johannes Müller.

Wiesenthal, den 2. Juni 1806.

Fünfter Brief.

Maria an ihren Bruder Johannes.

Tannenberg, den 15. Juni 1806.

Liebster Bruder!

Wie dank' ich Dir für Deine Liebe! Dein Brief an den Herrn Pfarrer machte mein Glück.

Ich zog sogleich meine besten Kleider an, die zwar nur ärmlich, aber doch reinlich sind, und ging noch am Vormittage zu ihm. Er war eben im Garten und las in einem Buche. Ich küßte ihm die Hand und sagte: „Da ist ein Brief an Euer Hochwürden von meinem Bruder.“ Er machte sogleich das Buch zu und öffnete den Brief. Ich merkte bald, daß ihm der Brief gefiel; er lächelte öfter unter dem Lesen. „Das ist schön, das ist recht schön von Deinem Bruder,“ sagte er, als er fertig war. Er fragte, ob Du mir öfter schreibest. Ich gab ihm Deine zwei Briefe. Er las sie auch und sagte: „Ihr seid gute Kinder. Euere Eltern haben viel

an Euch gethan, daß sie Euch so gut erzogen haben. Das ist mehr werth, als wenn sie Euch zehntausend Gulden hinterlassen hätten. Ich werde mein Haupt nicht sanft niederlegen, bis da geholfen ist. Geh' hin, mein gutes Kind; ich werde Dich wieder rufen lassen." Ich küßte ihm die Hand und ging.

Noch am Abende des nämlichen Tages kam der alte Bediente des gnädigen Herrn und sagte mir, daß ich auf das Schloß kommen solle. Ich ging sogleich mit ihm. Er sagte mir unterwegs, wie ich mich bei der Herrschaft betragen müsse, und führte mich in ein prächtiges Zimmer. Der gnädige Herr und die gnädige Frau saßen bei Tische. Der Herr Pfarrer war auch da. Ich verneigte mich vor dem gnädigen Herrn und vor dem Herrn Pfarrer und küßte der gnädigen Frau die Hand. Sie lächelte freundlich und sagte zu mir: „Ich hätte ein Kindermädchen nöthig: möchtest Du wohl bei mir bleiben?"

„O, gnädige Frau!" sagte ich und die Thränen kamen mir in die Augen. Ich konnte nicht weiter reden.

„Nun," sagte sie, „so bleibe denn bei mir, und wenn Du Dich wohl hältst, so werde ich weiter für Dich sorgen." Ich küßte ihr die Hand. Meine Thränen fielen darauf. „Das ist der schönste Dank," sagte sie. „So, jetzt bist Du meine Tochter."

Seit der Zeit bin ich nun im Schlosse. Die gnädige Frau

ist immer so liebreich und freundlich wie ein Engel. Sie ließ mich auch sogleich ganz neu und recht artig kleiden. Das kleine Fräulein, das mir anvertraut wurde, ist gar ein holdes, liebliches Kind. Es fängt schon an zu reden und macht mir viele Freude. Ich schätze mich recht glücklich, seine Wärterinn zu sein. Kurz, ich bin so fröhlich und vergnügt, als wäre ich in dem Himmel.

Sobald ich aber auch das erste Mal auf mein kleines, nettes Schlafkämmerlein kam, fiel ich sogleich auf die Knie nieder und dankte Gott unter Thränen für seine gütige Schickung. O, es ist doch wahr: wer Gott liebt und ihm vertraut, dem geht es wohl. Freue Dich mit mir, lieber Bruder! Gott wird auch für Dich sorgen, sowie für Deine

Dich ewig liebende Schwester Maria.

Sechster Brief.

Johannes an seine Schwester Maria.

Wiesenthal, den 3. Juli 1806.

Liebste Schwester!

Was mir Dein Brief für eine Freude gemacht hat, das ist gar nicht zu beschreiben. Gott sorgt sichtbar für uns. Daher wollen wir aber auch auf's Neue ihn lieben, ihm gehorsamen und ihm vertrauen, dem liebreichen Vater armer Waisen. Ihn sehen wir freilich nicht; aber daß er die

Welt regiere und für die Menschen sorge, das sehen wir klar. Oft sag' ich bei mir selbst: „O, unsere liebe Mutter, wenn Du doch das noch erlebt hättest!“ Aber nein, denk' ich dann wieder, wenn sie noch lebte, wär' es nicht so gegangen. Siehst Du da nicht auch, liebe Schwester, wie Gott Alles recht macht? Ihr hat er den Himmel gegeben und Dir einen so guten Ort. Sie hatte auf dieser Welt nur bittere Tage gehabt; nun hat sie Freude. Dir hätte sie nicht mehr viel helfen können; nun hat er Dir eine andere Mutter gegeben!

Da sehen wir aber auch, wie gut es ist, wenn man etwas lernt und sich wohl hält. Hätten wir nicht lesen und schreiben können, hätten unsere Eltern uns nicht wohl erzogen, so hättest Du dieses Glück gewiß nicht gehabt. Ein so armes Mädchen hätte man nicht gleich so von der Straße weg angenommen. Ja, Gott sei Dank, daß unsere Eltern uns lehrten, nicht auf Geld und Gut unser Vertrauen zu setzen, sondern auf Gott und Fleiß und Tugend! Unser Hab und Gut hat der Feind alles geraubt; allein Frömmigkeit und Tugend, Fleiß und Geschicklichkeit kann man Einem nicht nehmen. Darum sind sie aber auch die einzigen wahren Güter der Menschen.

Ich bin nun auf's Neue recht gestärkt im Vertrauen auf Gott. Ich habe keine Sorge mehr, als seinen Willen zu

thun. Mach' Du es auch so, liebe Schwester! Für das Uebrige wird dann er sorgen.

Bitte Gott täglich um seine Gnade, die neuen Pflichten, die er Dir auferlegte, getreu und freudig zu erfüllen! Die Aufsicht über Kinder ist ein sehr schöner Beruf, ja ein steter Gottesdienst. Denn Christus der Herr sagt ja: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ Lebe wohl, ich verbleibe

Dein getreuer Bruder Johannes.

Siebenter Brief.

Johannes an den Herrn Pfarrer zu Tannenberg.

Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Mein Herz sagt es mir, daß ich Ihnen schreiben und Ihnen danken soll; allein ich sehe es voraus, daß ich nicht Worte genug finden werde, Ihnen meinen Dank auszudrücken. Sie haben meine Schwester aus einem großen Elende errettet; Sie haben ihr zu einem großen Glücke geholfen. Gott sieht meinen Dank und hört mein kindliches Flehen für Ihr Wohl. Er, der den Trunk Wasser, den man dem Durstigen reichet, belohnt, wird ein so großes gutes Werk nicht unbelohnt lassen. Er, der das Schreien der jungen Raben hört, wird das Flehen eines armen Hirtenknaben nicht unerhört lassen.

Auch an die gnädige Frau möchte ich gerne schreiben;

allein ich habe den Muth nicht dazu. Uebernehmen Sie es, verehrungswürdiger Herr Pfarrer, ihr zu danken. Sie haben die Bitte so gut angebracht: Sie werden auch den Dank auf die beste Art anzubringen wissen. Sagen Sie ihr, daß ich, wiewohl ich sie nicht kenne, dennoch die kindlichste Ehrfurcht und Liebe gegen sie empfinde. Wirklich geht es mir hier gerade so, wie mit dem lieben Gott. Man kann ihn lieben, ohne daß man ihn sieht. — Wenn die Sonne aufgeht, so bete ich, sie wolle ihr mild und freundlich scheinen, und wenn der Abendstern am Himmel steht, so flehe ich, er wolle ihr Friede und Ruhe bringen.

Der Mann, der mir den Brief von meiner Schwester übergab, sagte mir auch, daß die jungen Herren im Schlosse eine große Freude an schönen Schmetterlingen haben. Bei meinen Schafen hab' ich Zeit genug, sie zu fangen. Hier sende ich einmal einige. In Glas und Rahmen ließ sie der Herr Kaplan fassen, der mir auch zeigte, wie sie aufzubewahren sind. Ich weiß nun einmal nichts Besseres zu schicken. Indeß soll ja Einer dem Andern so viel Freude machen, als er nur immer kann, und wenn die jungen Herren an den schönen Farben die Allmacht und Freundlichkeit Gottes bewundern, so ist doch auch etwas Gutes geschehen.

Ich bin mit der herzlichsten Verehrung Euer Hochwürden dankbares Pfarrkind: Johannes Müller.

Wiesenthal, den 3. Juli 1806.

Achter Brief.

Johannes an seine Schwester Maria.

Wiesenthal, den 20. August 1806.

Liebe Schwester!

Nun ist mir auch ein Glück begegnet. Ich weidete neulich meine Schafe an dem Bache und suchte (weil ich Gottes Weisheit und Güte auch in dem Geringsten gerne betrachte) an dem Gestade so allerlei schöne, buntgestreifte Schneckenhäuschen. Da sah ich auf ein Mal etwas in dem Grase wunderschön blinken. Es war ein goldener Ring, mit hellen, funkelnden Steinlein besetzt. Ich dachte sogleich, es müsse etwas recht Kostbares sein, und hüpfte vor Freude.

Da gingen ein paar Juden vorbei. Ich zeigte ihnen den Ring. „Ei, ei," sagte der Eine, „das Ding ist etwas Rares. Dir hilft es aber nichts. Sieh' da einmal her! Ich geb' Dir sechs Groschen dafür." Ich gebe den Ring nicht her, sagte ich. Ich kann mir denken, daß ihn Jemand verloren hat, und da muß ich ihn ja wieder zurückgeben. Ihn zu verkaufen, wäre Sünde. „Nun," sagte er, „Du weißt ja nicht, wem er gehört. Ich geb' Dir einen großen Thaler dafür. Da sieh'!" fuhr er fort und zeigte mir einen glänzenden Thaler. „Nun, so nimm doch!" Ich schüttelte den Kopf und sagte: Nein, nein; um tausend solche Thaler möchte ich keine Sünde begehen.

Der andere Jude, der schon ein alter Mann mit grauem Haar und Barte ist, sprach: „Du bist ein ehrlicher Knabe. Ich bin aber auch ein ehrlicher Jude. Behalt' Du den Ring und frag' fleißig nach, wem er gehört. Wenn Du es nicht erfragst, so gehört der Ring Dein, und dann erkundige Dich in dem Dörflein dort, von dem Du den Thurm siehst, nur nach dem alten Samuel. Wenn Du mir den Ring gibst, so geb' ich Dir hundert solche Thaler dafür; denn das ist er werth." So gibt es auch unter den Juden zweierlei Leute, wie unter den Christen.

Noch an demselben Abend ging ich zu dem Herrn Kaplan und erzählte ihm Alles. „Den Ring", sagte er, „hat der Herr Rittmeister verloren, der neulich auf der Entenjagd hier war. Der ehrliche Finder bekommt zehn Thaler. Laß den Ring da und schreib' einen Brief dazu. Ich will dann beides dem Herrn Rittmeister überschicken. Er ist der rechtschaffenste Mann von der Welt. Der Ring macht gewiß Dein Glück." Ich denke auch, Gott habe mich den Ring nicht umsonst finden lassen, liebe Schwester, und bin

Dein getreuer Bruder Johannes.

Neunter Brief.

Johannes an den Herrn Rittmeister von Brav.

Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Rittmeister!

Ein armer Hirtenknabe nimmt sich die Freiheit, Euer Gnaden zu schreiben. Ich war so glücklich, beiliegenden Ring zu finden. Noch glücklicher schätze ich mich, Ihnen denselben wieder zustellen zu könneu. Dieß wird die Freiheit dieses Briefes entschuldigen.

Sie waren so gnädig, Demjenigen, der den Ring finden würde, ein Geschenk von zehn Thalern zu bestimmen. Ihre Großmuth macht mich aber so kühn, mir eine andere Gnade auszubitten. Meine Eltern haben durch den Krieg Alles verloren. Beide sind todt. Die Armuth nöthigt mich, die Schafe zu hüten. Ich thu' es mit Freuden; allein ich bin doch wegen der Zukunft bekümmert. Nun hätte ich eine recht große Lust, das Schreinerhandwerk zu erlernen, und wäre auch wirklich stark genug, in die Lehre zu treten. Ich bitte Sie daher, helfen Sie mir dazu, gnädiger Herr!

Gott wird Ihnen eine so große Wohlthat, durch die Sie einen armen Waisen glücklich machen, gewiß vergelten, und der Ring mit den schönen schimmernden Steinen wird Ihnen dann noch ein Mal so lieb sein, weil er Sie an eine edle Hand-

lung und an die Thräne des Dankes erinnert, die aus gerührtem Herzen weinen wird Euer Gnaden

unterthänigster Diener: Johannes Müller.

Wiesenthal, den 21. August 1806.

Zehnter Brief.

Maria an ihren Bruder Johannes.

Tannenberg, den 30. August 1806.

Liebster Bruder!

Das ist nun einmal wieder eine Freude. Gott macht sich doch wirklich recht ein Geschäft daraus, Diejenigen, die ihn lieben, zu erfreuen.

Denk' nur, der Herr Bruder unserer gnädigen Frau ist schon acht Tage hier. Gestern Abends saß nun die gnädige Herrschaft unter der großen Linde vor dem Schloßthore. Die beiden Herren rauchten Tabak; die gnädige Frau strickte; ich stand dabei und hatte das kleine Fräulein auf dem Arm.

Da kam ein Bote mit einem Briefe an den Herrn Bruder der gnädigen Frau. Er legte die Pfeife nieder, machte den Brief auf und sprach erfreut: „Je, da kommt ja mein verlorner Ring wieder zum Vorschein! Das ist mir sehr lieb." Er fing an, den Brief laut zu lesen: „Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Rittmeister! Ein armer Hirtenknabe" — —

„Ach," rief ich aus, „dieser Brief ist von meinem Bruder."

Der Herr Rittmeister las den Brief zu Ende.

Die gnädige Frau sagte hierauf: „Bruder, Gott hat uns nun schon ein Mal zu den Eltern dieser armen Kinder bestimmt. Ich habe das Mädchen angenommen; Du mußt den Knaben übernehmen." Ach ja, sagte ich, erbarmen sich Eure Gnaden!

„Was erbarmen!" rief er mit Eifer. „Der gute Junge verdient's. Ihm geschehe, was er verlangt."

Der gnädige Herr sprach nun: „Wir haben hier einen trefflichen Schreiner, der keine Kinder hat. Geben wir den Knaben ihm in die Lehre, so sind die zwei guten Geschwister doch beisammen und wir bekommen vielleicht einmal einen braven Mann mehr in das Dorf."

Der Meister wurde gerufen und Alles sogleich ausgemacht. Ich fragte, ob ich diese Freudennachricht Dir nicht zuerst berichten dürfe. „Ja freilich," hieß es. „Schreib' ihm, er soll kommen, je eher, je lieber!"

O, so komme doch bald, liebster Bruder! Mit tausend Freuden und unter Thränen des innigsten Dankes gegen den Vater im Himmel, der uns Beide so glücklich machte, wird Dir entgegen eilen

Deine Schwester Maria.

Eilfter Brief.

Herr Rittmeister von Brav an seine Schwester, die Frau von Tannenberg.

Waldau, den 18. November 1816.

Geliebteste Frau Schwester!

Ich beeile mich, Dir eine sehr angenehme Nachricht mitzutheilen, welche Dir, noch mehr aber unsern zwei Pflegekindern, Johannes und Maria, große Freude machen wird.

An dem Ringe, den ich verloren und den der redliche Johann gefunden hatte, war mir der mittlere schöne Diamant locker geworden. Ich ging damit zu einem Goldschmiede, um den Stein befestigen zu lassen. Der Goldschmied saß an seinem Werktische, nickte, mich zu grüßen, bloß mit dem Kopfe, und feilte an der goldenen Dose, die er eben in der Arbeit hatte, emsig fort. An dem Tische in der andern Ecke der Stube saß ein ältlicher Mann, ärmlich gekleidet, aber von ehrwürdigem Angesicht und ansehnlicher Größe. Er hatte einen Krug Bier vor sich stehen, neben dem ein großes Stück Brod lag. Der Mann stand, als ich in die Stube trat, sogleich auf, bezeigte mir seine Ehrerbietung und blieb in gerader Stellung, wie sie einem Soldaten vor einem Offiziere geziemt, stehen.

„Ihr habt wohl auch gedient?" fragte ich ihn. „Mehrere Jahre," antwortete er. „Als es Friede geworden,

ward ich aber abgedankt. Mein kleines Gnadengehalt ist zu meinem Lebensunterhalte nicht hinreichend, und so muß ich denn, was noch abgeht, mit Holzspalten verdienen. Der Herr Goldarbeiter da war so gütig, mich, außer dem Lohne, noch mit einem Trunk zu bewirthen.“ Ich drückte dem alten Krieger ein Geldstück in die Hand, wofür er mir sehr herzlich dankte.

Ich zeigte hierauf dem Goldschmiede meinen Ring. „Potz tausend!“ sagte er; „es ist ein Glück, daß Sie den Edelstein nicht verloren haben.“ „Ei,“ sprach ich, „ich hatte schon ein Mal das Unglück, den ganzen Ring zu verlieren. Ein ehrlicher Knabe aber, Namens Johannes Müller, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden, hat ihn gefunden und ihn mir wieder gebracht.“

Der ehrliche Krieger stand auf, näherte sich mir ehrerbietig und sagte: „O, gnädiger Herr, können Sie mir von diesem Knaben nicht Mehreres erzählen? Woher ist er? Hat er nicht eine Schwester? Lebt seine Mutter noch?“

Ich erzählte ihm, daß ich mich des Knaben angenommen und ihn das Schreinerhandwerk habe lernen lassen; daß Marie, dessen Schwester, bei Dir, liebste Schwester, in Diensten sei; daß beide Kinder sich ganz ausnehmend wohl halten, daß aber ihre Mutter, Helena Müller, gestorben sei.

„O Du mein Gott!“ rief der Mann, und die Thränrn drangen ihm in die Augen. „Dieß sind meine Kinder, Jo-

hannes und Maria. O, wie freu' ich mich, daß sie noch leben! Aber daß mein gutes, treues Weib gestorben ist, das betrübt mich tief."

Er fragte hierauf sehr begierig nach allen nähern Umständen. Ich erzählte ihm, was ich wußte. „Ach," rief er, „Alles, Alles trifft zu. Nur thut es mir sehr leid, daß die guten Kinder mich für todt halten. Es wundert mich aber nicht. Ich hatte bei der fürstlichen Leibgarde gedient und war verheirathet. Als der Krieg ausbrach, mußte ich in das Feld rücken, Weib und Kinder aber zurück lassen. Ich wurde so schwer verwundet, daß ich für todt auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, in feindliche Gefangenschaft gerathen und erst nach langer Zeit wieder hergestellt worden bin. Unser Land wurde indeß von dem Feinde besetzt und die Mutter mit den zwei Kindern mußte aus dem Lande entfliehen. Als ich endlich wieder ausgelös't worden, gab ich mir alle Mühe, zu erfahren, wo sie hingekommen wären. Allein alle meine Bemühungen waren vergebens. — Nun, nun, daß die Mutter so fromm und christlich gestorben ist, das ist mir ein großer Trost; und daß meine Kinder fromm und gut sind, daß Maria die Mutter verpflegte bis an deren seliges Ende, und Johannes den gefundenen Ring wieder zurückstellte, und daß Beide sich so wohl halten, das ist jetzt meine größte und einzige Freude. Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß er so väterlich für Beide gesorgt

hat. Ich will auf der Stelle zu ihnen hinreisen und sollte ich den ganzen Weg bis Tannenberg von Ort zu Ort betteln müssen: ich muß sie noch ein Mal sehen und will dann gerne sterben."

Der wackere alte Krieger sagte dieses mit solcher Herzlichkeit und unter so heißen Thränen, daß auch mir und dem Goldschmiede die Thränen in die Augen traten. Die Frau und die Kinder des Goldschmieds, die auf das laute Weinen und Schluchzen des Mannes herbeigeeilt waren, weinten auch und vergossen reichliche Thränen.

Ich versprach dem guten, liebevollen Vater, daß ich ihm Gelegenheit verschaffen wolle, sobald die bessere Jahrszeit eintrete, nach Tannenberg zu reisen; daß ich ihn, was ein so braver Krieger wohl verdiene, neu montiren lassen wolle, und daß ich ihn auch mit dem nöthigen Reisegeld versehen werde, worüber er hoch erfreut war.

Nun, liebe Schwester, bring' Du den zwei guten Kindern die Freudennachricht, daß ihr Vater noch lebe, auf eine kluge Art bei. Auch rechne ich sicher auf Deine Güte und Menschenfreundlichkeit, daß Du dem ehrlichen Krieger während seines Aufenthaltes zu Tannenberg ein Winkelchen in Deinem Schlosse einräumen werdest.

Grüße mir Deinen edeln Gemahl und Deine lieben Kinder. Ich bin von ganzem Herzen

Dein Dich liebender Bruder Adolph.

Zwölfter Brief.

Johannes an den Herrn Kaplan zu Wiesenthal.

Hochwürdiger Herr Kaplan!

Euer Hochwürden haben schon damals, als ich zu Wiesenthal die Schafe hütete, sich meiner auf das Liebreichste angenommen. Ihrem weisen Rathe hab' ich es zu danken, daß jener Ring, den ich dort am Bache gefunden habe, mir dazu verhalf, das Schreinerhandwerk zu erlernen. Sie haben mit Freuden vernommen, wie der liebe Gott durch eben jenen Ring es so gefügt, daß ich und meine Schwester inne geworden, unser lieber Vater sei noch am Leben. Sie werden nun gewiß auch gerne hören, wie es uns Kindern und unserm Vater noch weiter ergangen sei.

Welche Freude wir zwei Kinder empfanden, als wir unsern geliebten Vater, den wir so lange für todt gehalten, wieder von Angesicht sahen, läßt sich gar nicht beschreiben. Er war sehr verwundert, daß wir indeß so groß geworden; es freute ihn, daß wir so frisch und gesund aussehen; noch mehr freute es ihn, daß er nichts als Gutes von uns hörte.

„Nun wäre Alles gut," sagte er, „wenn nur die Mutter noch am Leben wäre!" Wir mußten ihn zu ihrem Grabe führen. Auf dem Grabe steht ein Kreuz von Eichenholz. Ich hatte alle meine Kunst aufgeboten, es recht schön zu verfertigen. Meine Schwester hatte das Kreuz gerade an dem

Tage, bevor der Vater kam, mit einem Blumenkranze geziert, der aber bereits welk war. Der Vater brach, als er den grünen Grabhügel erblickte, in Thränen aus. Ja, wir alle Drei weinten und beteten lange an dem Grabe. „Sie ruhe im Frieden!" sagte der Vater zuletzt. „Hier auf Erden haben wir Kreuz und Leiden; wenn wir aber Alles mit Geduld ertragen und auf Gott vertrauen, so wartet unser dort eine unverwelkliche Krone."

Der Vater war dahier sehr vergnügt; die gnädige Herrschaft, der Herr Pfarrer und mein Meister begegneten ihm überaus freundlich und erwiesen ihm viele Ehre. Als er bereits drei Wochen bei uns zugebracht hatte, sprach er zum gnädigen Herrn: „Nun bin ich Euer Gnaden lange genug zur Last gefallen; es ist einmal Zeit, daß ich meinen Stab weiter setze." Allein der gnädige Herr sprach: „Meine Gemahlinn hat Euere Tochter in ihre Dienste genommen; mein Schwager, der Rittmeister, hat für Euern Sohn gesorgt, und da will denn auch ich etwas für den Vater dieser guten Kinder thun. Ihr habt gesehen, daß mein Schloßgut sehr groß und weitschichtig ist und sehr viele Aecker umfaßt; an Euch habe ich bemerkt, daß Ihr Euch sehr gut auf die Landwirthschaft versteht. Schon lange habe ich gewünscht, einen Mann zu finden, auf dessen Treue ich mich verlassen könnte und der die Aufsicht über das zahlreiche Gesinde zu führen wüßte. An Euch glaube ich den rechten Mann gefun-

den zu haben. Ich habe daher dieses Dienstchen, zu dem Ihr alle erforderlichen Eigenschaften habt und bei dem Ihr Euer gutes Auskommen finden werdet, Euch zugedacht. Ich verlange nicht, daß Ihr bei den ländlichen Arbeiten selbst Hand anleget; dazu seid Ihr zu alt. Es ist mir schon genug, wenn Ihr Alles wohl anordnet und fleißig nachsehet, ob auch Alles richtig geschehe." Diesen Antrag nahm der Vater mit Freuden an, und auch wir Kinder waren höchst erfreut, daß nun der Vater beständig bei uns bleibe. Er trat sein neues Amt sogleich an; er griff, da er ungeachtet seines Alters noch sehr rüstig ist, sogleich zur Sense und zog mit den Mähdern hinaus auf die Wiese und mähte voran; auch bei der Kornernte führte er, wie er sich ausdrückte, das Kommando über die Schnitter, ließ aber dabei, obwohl es Niemand verlangte, seine Sichel vom frühen Morgen bis zum späten Abend keinen Augenblick ruhen.

Auch mein lieber Meister gewann meinen Vater sehr lieb; sie wurden sehr gute Freunde und der Vater mußte Sonntags bei einem Glase Bier von den Feldzügen, die er mitgemacht hatte, ihm Alles ausführlich erzählen. Da der Meister aber nunmehr alt und gebrechlich ist, so hat er sich entschlossen, sein Haus und seine Werkstätte mir zu übergeben. „Denn", sagte er, „ich bin überzeugt, daß der Johannes mir den nöthigen Lebensunterhalt sicher reichen und mich bis zu meinem Tode mit kindlicher Liebe verpflegen werde."

Indeß hatte die Sache doch noch eine nicht kleine Schwierigkeit. Um Meister zu werden und das Bürgerrecht zu erlangen, auch einen größern Vorrath von Holz anzuschaffen und sonst noch einige Zahlungen zu leisten, war eine Summe von hundert großen Thalern erforderlich, und wir wußten nicht, woher wir das Geld nehmen sollten.

Wir hatten von dem Vorhaben des Meisters noch keinem Menschen ein Wort gesagt. Da ließ mich gestern Morgens der Herr Pfarrer rufen, zählte mir hundert große Thaler auf den Tisch hin und sprach: „Da nimm, Johannes! Das ist ein Geschenk für Dich, damit Du das Haus Deines Meisters übernehmen kannst.“ Ich konnte vor Erstaunen kein Wort vorbringen; es war mir, ich träume. Der Herr Pfarrer lächelte und erklärte mir die Sache. Es ging nämlich so: Der Herr Rittmeister hatte schon lange im Sinne, mir zur Uebernahme der Werkstätte zu verhelfen. Nun wurde der Herr Pfarrer dahier vor wenigen Tagen zu einer hohen geistlichen Würde erhoben, gemäß welcher er einen Ring mit einem Edelsteine tragen muß. Der Herr Rittmeister sprach daher zu ihm! „Der Ring da nützt mir zu nichts; er ist ein todtes Kapital. Ich weiß auch gar nicht, wozu ich ihn trage. Sie können ihn aber nun besser brauchen. Ich mache deßhalb Ihnen ein Geschenk damit, jedoch unter der Bedingung, daß Sie dem wackern Schreinergesellen, Johannes Müller, hundert große Thaler schenken. Das ist

der Ring unter Brüdern werth.“ Der Herr Pfarrer war über diese Großmuth so erstaunt, als vorhin ich, da mir der Herr Pfarrer das Geld vorzählte. Allein der edle Herr Rittmeister sagte bloß: „Wenn man etwas Gutes anfängt, so muß man es vollenden. Johannes kann dereinst seinen Vater und auch seine Schwester, wenn diese keine andere Versorgung finden sollte, in sein Haus aufnehmen. So ist für alle Drei gesorgt.“

Der Herr Rittmeister hatte noch weiter gesagt: „Der Ring da war auch die Veranlassung, daß wir, ich und mein Schwager, den Herrn Kaplan zu Wiesenthal kennen und schätzen lernten, und mein Schwager, der Herr von Tannenberg, wird ihn zu Ihrem Nachfolger ernennen.“

Der Herr Pfarrer dahier nahm den Ring aus dem zierlichen Futterale hervor, steckte ihn an den Finger und sprach gerührt und mit Thränen in den Augen: „Ich werde den Ring zum Preise der göttlichen Vorsehung tragen; er wird mich stets daran erinnern, wie der gütige Gott sich oft kleiner Mittel bedient, vielen Menschen große Wohlthaten zu erweisen.“

Verehrungswürdiger Herr Kaplan! Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie herzlich es nicht nur mich, meinen Vater und meine Schwester, sondern viele, ja alle Menschen dahier freuen wird, in Ihnen unsern würdigen Seel-

sorger zu verehren. Mit der aufrichtigsten Verehrung und Liebe Euer Hochwürden

ewig dankbarer Johannes Müller.

Tannenberg, den 17. Mai 1817.

II.

Die rothen Kreuzer.

Erster Brief.

Margaretha, ein armes Landmädchen, schreibt an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Ich bin recht glücklich dahier in der Stadt angekommen. Die Frau, bei der ich jetzt diene, war recht erfreut, daß ich so richtig auf den Tag eintraf, und grüßte mich auf das Freundlichste.

Sie erzählte mir, was sie auf den Gedanken gebracht habe, mich in den Dienst zu nehmen. Da Ihr dieses nicht wißt, wie ich es bisher nicht gewußt habe, so muß ich es Euch doch auch erzählen.

Als die Frau im letzten Frühlinge mit ihren zwei Kindern unsern Herrn Pfarrer, ihren Bruder, besuchte, hatte sie gar Vieles mit ihm zu reden und einige Schriften mit ihm zu durchgehen. Die Kinder, die das erste Mal auf dem

Lande waren, wollten lieber ein wenig im Freien herumspringen. Da ließ der Herr Pfarrer mich rufen, um die Kinder in den Garten, in das nahe Wäldchen und weiter hin auf die Wiese zu führen und wohl auf sie Acht zu haben. Ueber eine Weile kamen aber doch die Frau und der Herr Pfarrer nach. Sie gingen in das Wäldchen und sahen uns auf der Wiese; wir aber konnten sie nicht sehen. Der Knabe bemerkte in dem klaren Bache einige Fischlein und wollte mit Gewalt in das Wasser waten, um sie zu fangen. Um ihn abzuhalten, sagte ich: „Kinder, kommt hierher; ich will Euch noch etwas Schöneres zeigen." Ich führte sie an ein Plätzchen, wo Alles voll Blumen stand. Die Kinder hatten große Freude daran. „Nicht wahr." sagte ich, „der liebe Gott kann doch recht schöne Blumen machen?" Die Kinder gaben mir recht. „Nun," sagte ich, „so habt den lieben Gott, der uns so schöne Sachen schenkt, auch recht lieb." Dieses Gespräch gefiel der Frau ungemein wohl. Der Herr Pfarrer lobte nun Euch, liebste Mutter, gar sehr und sagte, daß Ihr Euere Kinder recht gut erzogen und daß wir Kinder, der Bruder und ich, in der Schule immer unter seine besten Schüler gehörten. Als nun im Herbste darauf das Kindermädchen, das vor mir im Dienste der Frau gewesen, nach Hause mußte, weil seine Eltern es nunmehr selbst nöthig hatten, so schrieb die Frau an ihren Bruder, unsern Herrn Pfarrer, ob ich wohl nicht Lust hätte, zu ihr in den

Dienst zu treten. Der Herr Pfarrer schrieb, wie Ihr wißt, sogleich zurück, daß wir Beide es als ein großes Glück ansehen und daß ich mit dem nächsten fahrenden Boten eintreffen werde. So erzählte die Frau. „Und so", sagte sie dann zu mir und nahm mich freundlich bei der Hand, „hat uns, wie ich denke, der liebe Gott zusammengeführt."

Sie führte mich hierauf in die Kinderstube, die aber ein sehr schönes, helles Zimmer mit grünbemalten Wänden ist. Die Kinder kannten mich noch und sprangen sogleich auf mich zu. Der kleine Fritz fragte: „Was macht des Onkels Pudel, der mit uns auf die Wiese lief und so schöne Künste kann, und Steine, die man in den Bach wirft, aus dem Wasser heraus holt?" Das kleine Thereschen fragte, wiewohl es bereits spät im Herbste ist: „Hast Du mir von den schönen Blumen, die auf Deiner Wiese wachsen, keine mitgebracht?" Ich beantwortete die Fragen der Kinder und sagte: „Anstatt der Blumen habe ich von den Bäumen, die damals so schön geblüht haben, Euch Aepfel mitgebracht." Ich theilte sie ihnen aus und die Kinder hatten daran große Freude und jedes behauptete, seine Aepfel hätten die schönsten rothen Backen.

Die Mutter lächelte und sagte zu mir: „Sei gegen die zwei Kinder immer so liebreich und freundlich und habe immer wohl auf sie Acht." „Das werde ich mit Freuden thun," sagte ich; „es sind ja gar liebe, artige Kinder." „Nun

wohl, thu' es," sagte die Frau, „und ich werde dann auch Dir eine liebreiche, freundliche Mutter sein."

Diese Worte der Frau waren mir sehr tröstlich und erfreulich. Allein so liebreich und freundlich wie Ihr, liebste Mutter, kann doch kein Mensch in der Welt gegen mich sein. Ach, wenn ich Euerer Mutterzähren und Euerer mütterlichen Ermahnungen bei'm Abschiede gedenke, so kommen mir jetzt noch die Zähren in die Augen. Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie Ihr mich hinaus begleitet habt an die Landstraße, wo der Botenwagen vorbei kommt; wie Ihr eines meiner zwei Päcklein getragen; wie Ihr, wiewohl ich es nicht zugeben wollte, im Regen stehen bliebet, um zu warten, bis der Wagen komme; wie Ihr einen kleinen Kuchen, den Ihr eigens für mich gebacken, nebst einigen Aepfeln in ein Taschentuch gebunden und mir mit auf den Weg gegeben; wie Ihr mich dem alten ehrlichen Boten anempfohlen und mir Euere Ermahnungen noch ein Mal kurz wiederholt habt. Ja, liebste Mutter, ich werde Euere Worte nie vergessen; sie sind in mein Herz geschrieben. Ich werde immer Gott lieben, gerne beten, jede Sünde scheuen, böse Menschen fliehen, meiner Frau treu und redlich dienen und die mir anvertrauten Kinder wohl verpflegen. Das verspreche ich Euch und dem lieben Gott. Betet doch recht für mich, daß Gott mir seine allmächtige Gnade verleihe, mein

Versprechen zu halten. Ich bitte auch stets für Euch und werde sein Euere

liebende, gehorsame Tochter Margaretha Ost.

Zweiter Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Da schreib' ich Euch schon wieder, obwohl ich erst vor acht Tagen dem zurückkehrenden Boten einen Brief mitgegeben habe. Es ist mir gar so erfreulich und tröstlich, an Euch zu schreiben; denn es ist mir da, als sitze ich bei Euch in unserm traulichen Stübchen und plaudere mit Euch. Die beiden Kinder, über die ich die Aufsicht habe, schlafen bereits sanft und süß. Da habe ich schon noch Zeit zu einigen Zeilen an Euch.

Meine Frau, die man dahier Madam Maier nennt, ist wirklich eine recht verständige, christliche Frau. Alles, was sie mir zu befehlen hat, sagt sie mit Freundlichkeit und belehrt mich liebreich über Alles, was ich noch nicht weiß. Ich könnte mir keine bessere Frau wünschen. Auch die zwei lieblichen Kinder haben mich sehr lieb gewonnen und sind so gern bei mir als bei ihrer Mutter. Das freut mich von Herzen und ist auch ihr sehr lieb; denn die Frau muß, weil der Herr in seinen Geschäften viele Reisen zu machen

hat, die meisten Stunden des Tages in ihrem Kaufladen zubringen.

Diesen Laden, liebe Mutter, solltet Ihr einmal sehen. Die Frau handelt mit Musselin und Ihr könnet gar nicht glauben, wie alle diese Waaren so blendend weiß und alle Fädelein so fein und gleich sind. In meinem Leben habe ich nichts so Schönes gesehen; ich konnte mich nicht genug wundern, daß man etwas so Schönes machen kann. Meine Frau sagte: „Alle diese Fäden wurden von Maschinen gesponnen." Ich sagte in meiner Einfalt: „Von diesen Leuten habe ich zwar noch nie gehört; sie müssen aber sehr geschickt sein." Meine Frau lachte von Herzen und erklärte mir die Sache. Sie zeigte mir hierauf gestickte Halstücher und ganze Kleider. Die weißen Blumen und Verzierungen darauf sind wunderschön. „Diese", sagte meine Frau, „kann man nicht durch Maschinen zu Stande bringen; sie sind von Menschenhänden gestickt. Viele tausend Menschen — Gott sei Dank! — verdienen mit dieser Arbeit ihr Brod."

Das Haus, das meiner Frau gehört, ist sehr groß und schön. In dem obersten Stocke wohnt eine adelige Dame zur Miethe. Sogleich am ersten Morgen, nachdem ich Abends zuvor angelangt war, trat die Kammerjungfer herein und hielt einen weißen steinernen Krug in der Hand, der mit blauen Blumen bemalt und mit einem glänzenden zinnernen Deckel versehen ist. „Du," sagte sie zu mir, „das

vorige Kindermädchen hat meiner gnädigen Frau immer draußen vor dem Stadtthore an dem Gesundbrünnlein das Trinkwasser geholt. Willst Du es nicht auch thun? Denn unsere Köchinn und die Magd haben nicht wohl Zeit dazu und für mich schickt es sich nicht, mich mit dem Kruge zu schleppen. Du darfst es nicht umsonst thun. Meine gnädige Frau gibt Dir für jeden Krug Wasser einen Kreuzer und wird Dich am Ende der Woche immer richtig bezahlen. Nun, willst Du?"

„Wenn es meine Frau erlaubt," sagte ich, „recht gern. Allein wer wird sich denn für einen Trunk kalten Wassers bezahlen lassen? Ich will das Wasser mit Freuden umsonst holen." Meine Frau, die dabei stand, sagte: „Nimm Du diese Belohnung immerhin an. Die gnädige Frau kann sie leicht geben und Dir werden sechs Gulden des Jahres sehr wohl kommen."

Ich nahm den Krug und trat mein neues Amt als Wasserträgerinn sogleich an. Heute Abends hatte ich eben das Licht angezündet, meine Frau strickte und die beiden Kinder spielten; da trat die Jungfer herein und brachte mir sechs rothe Kreuzer. „Sie kommen eben aus der Münze", sagte sie, „und funkeln, obwohl sie nur von Kupfer sind, wie Gold."

Ich hatte an dem schönen, glänzenden Gelde große Freude und dünkte mich so reich, als ich selten war. Diese

sechs Kreuzer schicke ich nun Euch, liebe Mutter. Ihr könnet nun Abends zu Euerm Stücke trockenen Brodes doch auch einen Schoppen Bier trinken. Ich werde Euch jeden Kreuzer, den ich bekomme, immer am Ende des Monats schicken. Der Bote hat ja versprochen, alle Briefe umsonst mitzunehmen.

Ihr werdet über mein armseliges Geschenk lächeln; ich weiß aber doch, daß Ihr es so gut aufnehmen werdet, als es gemeint ist.

So, nun gute Nacht! Es ist schon spät und Ihr schlaft wohl schon so sanft, wie die zwei Kinder hier. Ich will mich nun auch zur Ruhe begeben, damit ich morgen wieder zur Arbeit aufstehen kann. Denn bevor Morgens die Kinder erwachen, habe ich immer allerlei Hausgeschäfte zu verrichten. Gott sei mit Euch und Euerer Euch

herzlich liebenden Tochter Margaretha Ost.

Dritter Brief.

Die Mutter an ihre Tochter.

Liebste Tochter!

Um des Himmels willen, was hast Du getrieben! Als ich Deinen Brief aufmachte, fielen sogleich sechs neue, blanke Goldstücke heraus. Ich erschrack und zitterte an allen Gliedern. O, Du lieber Gott, rief ich, das Kind wird das Geld doch nicht gestohlen haben! Mein Gott, wenn meine Mar=

garetha sich vom Glanze des Goldes hätte blenden und zu einer solchen Uebelthat verführen lassen, so wäre ich die unglücklichste Mutter!

Ich las nun Deinen Brief. Du schreibst da von rothen Kreuzern und nennst sie ein armseliges Geschenk. Das verwirrte mich. Das Kupfer kann sich ja doch nicht in Gold verwandelt haben, dachte ich. Ich sann lange nach. Endlich fiel mir ein, ein Bedienter der gnädigen Frau könnte sich vielleicht den Spaß gemacht haben, anstatt der rothen Kupferkreuzer messingene Rechenpfennige in den Brief zu thun, um mir Anfangs eine eitle Freude und am Ende einen rechten Verdruß zu machen.

Ich lief zu dem Herrn Verwalter, der das Geld sehr gut kennt. Ich sagte, daß ich die Sache für einen muthwilligen Scherz ansehe; jedoch wolle ich ihm die gelben glänzenden Geldstücke zeigen.

„Ja, ja," sagte er, „das mag wohl so ein Streich eines muthwilligen Burschen sein." Er setzte seine Brille auf und sprach: „Laßt die feine Münze einmal sehen."

Ich gab sie ihm. „Alle Welt," rief er, „das ist wahrhaftig ächtes Gold, jedes Stück 11 fl. 30 kr. im Werth. Nein, das ist kein Spaß. Ich wenigstens möchte mir keinen solchen Spaß machen und denke, kein Mensch in der Welt könnte dazu Lust haben."

Ich ließ ihn nun Deinen Brief lesen. „Da muß ein Irr-

thum vorgegangen sein," sagte er. „Die gnädige Frau muß sich, zumal es bereits Nacht war, vergriffen haben; anstatt der Kupferkreuzer erwischte sie Goldstücke."

„Es kann wohl nicht anders sein," sagte ich; „am nächsten Botentage will ich das Geld meiner Tochter wieder zurück schicken."

„Thut das," sprach er; „es könnte sonst einen schlimmen Handel absetzen."

Ich nahm das Geld wieder mit nach Hause. Ich konnte aber die ganze Nacht kein Auge zuthun; ich fürchtete immer, es möchten Diebe kommen und das Geld stehlen und mich wohl gar noch obendrein erdrosseln. Mit dem Golde kam nichts als Schrecken, Angst und Sorgen unter mein Dach. Ich bin recht froh, daß ich des Unglücksgeldes heute los werde. Geh' doch augenblicklich zur gnädigen Frau und gib ihr die Goldstücke wieder zurück. Ich kann meinen Kopf nicht ruhig niederlegen, bis ich weiß, das Geld sei wieder in der Hand, der es gehört. Schreib' mir doch sogleich, ob Du es an den rechten Mann oder vielmehr an die rechte Frau gebracht hast.

Georg, Dein Bruder, hat geschrieben. Er befindet sich wohl und es geht ihm gut. Ach, Du mein Gott! Als ihn das Loos getroffen hatte, Soldat zu werden, und er mit den andern Rekruten fort mußte, war ich wohl recht tief betrübt und weinte mir die Augen wund. Allein der liebe

Gott macht doch Alles recht. Da Georg so vergnügt und zufrieden in seinem Stande ist, so bin ich auch ruhiger. Indeß hat er doch allerlei Kleinigkeiten nothwendig und möchte doch zu Zeiten mit seinen Kameraden ein Glas Bier trinken. Alle erhalten mehr oder weniger Unterstützung von Haus; ich aber kann ihm zur Zeit keinen Kreuzer schicken. Das thut mir recht leid. Ja, wenn die Goldstücke mein gehörten, da könnte ich ihm wohl helfen. Aber nichts da! Ich denke, wir alle Drei wollten lieber verhungern und verdursten, als nur einen Heller von fremdem Eigenthum entwenden.

Gott sei mit Dir, liebe Tochter, und mit uns Allen und bewahre uns vor allem Unrecht! Lebe wohl, und noch ein Mal: schreib' doch sogleich mit dem zurückkehrenden Boten

Deiner bekümmerten Mutter.

Vierter Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Der Anfang Euers Briefes hat mich recht erschreckt und betrübt. Ich mußte weinen, daß es Euch nur einen Augenblick einfallen konnte. es sei möglich, daß ich das Geld entwendet habe. Nein, lieber wollte ich mir die Hand abhauen lassen, als stehlen oder sonst etwas Unrechtes thun.

Ich lief, so schnell ich konnte, die Stiege hinauf zur

Frau von Holm, legte ihr die sechs Goldstücke auf den Tisch und sagte: „Sie müssen mir aus Versehen anstatt der rothen Kreuzer lauter Gold gegeben haben.“ Die gnädige Frau schüttelte den Kopf und betrachtete die Goldstücke eines nach dem andern. Sie schien darüber fast so erstaunt als Ihr.

Ich gab ihr nun Euern Brief zu lesen. Sie las ihn und sagte: „Das ist seltsam. Von mir aus ist aber keine Irrung vorgegangen. Für einen bloßen Spaß kann ich die Sache auch nicht ansehen. Ich denke, irgend eine unbekannte wohlthätige Hand hat das Gold in den Brief gethan, um Deine arme Mutter zu unterstützen. Diese Art zu geben ist freilich etwas sonderbar, aber doch gewiß wohl gemeint.“

Ich sagte mit Thränen in den Augen: „Liebste gnädige Frau, diese unbekannte wohlthätige Hand ist gewiß die Ihrige. Welche könnte es sonst sein? Sie waren so großmüthig, mit diesem reichen Geschenke eine bedrängte Witwe und ihre Kinder zu erfreuen.“

„O nein,“ sagte die Frau, „wirklich habe ich, außer einigen goldenen Schaumünzen, wenig Gold in meiner Kasse, und von so schönen neuen Goldstücken auch nicht ein einziges. Da, nimm Dein Gold wieder, mein liebes Kind!“

„Aber“, sagte ich, „was soll ich denn damit anfangen?

Es gehört nun einmal nicht mein. Wem soll ich es geben? Ich kann mir gar nicht einbilden, wer anstatt des Kupfers Gold in den Brief sollte gelegt haben. Rathen Sie mir doch, was ich thun soll?"

„Schicke das Gold wieder Deiner Mutter, der Du die rothen Kreuzer zugedacht hattest," sagte die Frau. „Sie kann es mit gutem Gewissen zu ihrem Nutzen verwenden."

Ich blieb stehen und brachte noch viele Bedenklichkeiten vor. „Ach, gnädige Frau," sagte ich am Ende, „nehmen Sie das Geld in Verwahrung, bis man weiß, wem es gehört!"

Sie aber sprach: „Auf mein Wort, behaltet das Gold. Sollte Jemand darauf Ansprüche machen und Ihr es bereits ausgegeben haben, so will ich es vergüten."

Da traten zwei adelige Fräulein herein, der Frau einen Besuch zu machen. Meine Tracht war ihnen etwas Neues, da die Landleute, die aus der benachbarten Gegend in die Stadt kommen, anders gekleidet sind. Ich mußte mich um und um drehen, damit sie mich recht betrachten konnten. Das kleine blaue Häubchen mit schwarzen Bändern, das rothe Mieder, der grüne Rock, die weißen Aermel und die weiße Schürze wurden gemustert. „Du bist in der That ein hübsches Kind," sagten sie. Das verdroß mich. „Ich bin kein Kind mehr," sagte ich. Da lachten sie und wollten mir weiß machen, in der That nenne man auch erwachsene Fräu=

lein, ja mancher Herr seine Frau Gemahlinn „mein Kind." Ich glaubte es ihnen aber nicht. Hierauf fragten sie mich, wie ich heiße. „Gretel," antwortete ich. „Das ist ein garstiger Name," riefen sie; „Du mußt Dich Margot nennen." „Pfui," sagte ich, „der Name, den Sie da nannten, kommt mir so närrisch vor. Ich habe ihn gar noch nie gehört. Kein Mädchen in meinem Dorfe heißt so und ich glaube, auch keines in der Welt." Da lachten und kicherten sie noch mehr.

Die gnädige Frau aber sagte: „Gretel, Gretchen oder das französische Wort Margot ist im Grunde einerlei Namen und es liegt nichts daran, wie man ihn ausspreche; allein daran ist Alles gelegen, daß die Menschen, in einem andern Sinne, auf ihren guten Namen halten und gute Menschen seien."

Ich gab ihr recht, nahm die Goldstücke, die noch auf dem Tische lagen, und wollte gehen. Da machten beide Fräulein große Augen und fragten mich: „Gehört das Gold Dir?" Die Frau erzählte, wie ich dazu gekommen. „Das ist wunderbar," sagten die Fräulein, „aber ein großes Glück für Dich. Nun mußt Du Dir sogleich anstatt Deiner bäuerischen Kleidung so schöne Kleider wie die Stadtmädchen anschaffen." Ich sagte: „Das ist kein guter Rath. Die Spinnenwebekleidung der Stadtmädchen ist nicht für Landmädchen." Die Frau sprach: „Du hast recht, liebes Gretchen! Bleibe

Du bei Deiner hübschen ländlichen Tracht, die mir sehr wohl gefällt. Manche Landmädchen haben mit der einfachen ländlichen Kleidung auch die ehrbaren ländlichen Sitten abgelegt und sind eitel und frech geworden. Wende Du Dein Gold besser an."

Liebste Mutter, ich weiß die Goldstücke nicht besser anzuwenden, als daß ich sie Euch schicke. Schickt davon auch ein paar dem lieben Georg. Ihr Beide habt das Geld nöthiger als ich.

Noch habe ich eine Bitte an Euch, liebe Mutter! Meine Frau, die Madam Maier, freute sich, daß ich gut spinnen kann und das Fädelein so rein und fest ist. „Diesen Winter mußt Du mir ein Stückchen Tuch spinnen," sagte sie. Schickt mir, liebe Mutter, daher mein nettes, zierliches Spinnrädchen, das der selige Vater noch kurz vor seinem Tode besonders für mich gemacht hat; denn ich kann an keinem andern so gut spinnen. Der Vater war doch der beste Dreher in unserer ganzen Gegend, und Ihr, liebe Mutter, seid die beste Spinnerinn. Ach, wenn wir zwei so Abends beisammen saßen und die Rädlein schnurrten, so waren wir doch recht vergnügt. Ich werde den Winter hindurch an meinem Spinnrädchen recht oft an Euch denken.

Lebt wohl und macht Euch wegen der Goldstücke keine Sorge mehr, sondern schafft Euch dafür an, was Ihr den Winter hindurch braucht. Es wird bereits kalt. Kleidet

Euch wärmer und friert nicht mehr so, um Holz zu sparen. Ich bin recht froh, daß ich denken kann, wenn ich so in dem warmen Zimmer sitze, Ihr habt nun auch ein warmes Stübchen.

Ich bleibe ewig Euere

gehorsame Tochter Margaretha.

Fünfter Brief.

Georg an seine Schwester Margaretha.

Liebste Schwester!

Gott grüße Dich, Du liebe Schwester, und ihm sei Lob und Dank, daß er durch Dich sowohl der Mutter als mir eine so große Wohlthat erwiesen hat.

Die liebe Mutter hat mir die drei Briefe, die Du ihr geschrieben, und zwei von den Goldstücken, die Du ihr ge schenkt, durch die Post überschickt. Du kannst denken, wie ich mich darüber freute.

Euere Ehrlichkeit aber freute mich noch mehr, als das Gold, wiewohl ich das Gold auch sehr gut brauchen kann. Es kam eben zur rechten Zeit; denn ich habe allerlei kleinere Kleidungsstücke nothwendig, die wir Soldaten uns selbst anschaffen müssen, wozu aber mein Sold nicht hinreichen will. Jetzt ist mir aber auf lange Zeit geholfen.

Die Sache machte indeß bei dem ganzen Regimente großes Aufsehen. Meine Kameraden wissen alle, daß un=

sere liebe Mutter sehr arm ist und nur kümmerlich zu leben hat. Sie wunderten sich daher, woher die Mutter auf ein Mal so viel Geld nehme. Einer hatte nämlich den Brief an mich gesehen und auf der Adresse die Worte gelesen: Mit 23 fl. in Gold.

Ich erzählte ihnen, wie wir zu dem Gelde gekommen, und las ihnen Deine Briefe. Allein Einige aus ihnen sagten: „Geh', geh', das sind Schwänke. Kein Mensch ist so närrisch, daß er so heimlich und verstohlener Weise für seine blanken Goldstücke rothe Kreuzer eintauschen möchte. Die Goldstücke sind gestohlen."

Die Sache kam vor meinen Herrn Hauptmann, der zwar noch ein junger Offizier, aber von vieler Einsicht und großer Tapferkeit ist. Er ließ mich rufen.

„Nun, Ost," sagte er, „wie ich höre, ist Er ja auf ein Mal reich geworden. Die Geschichte kommt mir aber doch etwas sonderbar vor. Hat Er die Briefe seiner Mutter und Schwester mitgebracht?" „O ja wohl," sagte ich, überreichte ihm die Briefe und legte die zwei Goldstücke, die ich noch nicht hatte wechseln lassen, auf den Tisch.

Er las die Briefe aufmerksam und mit sichtbarem Wohlgefallen. „Nun wohl, mein lieber Ost," sagte er, nachdem er alle vier Briefe durchgelesen hatte, „Seine Mutter ist eine grundehrliche Frau und hat auch ihre Kinder, wie ich sehe, zu ehrlichen Leuten erzogen. Seine Schwester ist ein

sehr rechtschaffenes Mädchen und auch Er hat sich immer als ein recht braver, ehrlicher Bursche betragen. Habet Beide Euere Mutter immer so lieb, befolget ihre guten Lehren ferner und es wird Euch noch wohl gehen.

Noch besonders", sagte der Herr Hauptmann, „gefällt mir an Seiner Schwester, daß sie gegen die alte, kränkliche Frau von Holm sich so gefällig und dienstfertig bezeigte und ihr das Trinkwasser täglich von der gesunden Quelle außer der Stadt unentgeltlich holen wollte. Ich kenne diese Frau sehr gut. Sie ist meine Tante und, nicht nur nach meiner Meinung, die parteiisch sein könnte, sondern auch nach dem Urtheile Aller, die sie näher kennen, wirklich eine ganz vortreffliche Frau."

„Sollte wohl", sagte ich, „diese edle Frau sich das Vergnügen gemacht haben, durch Verwechselung der rothen Kreuzer mit Goldstücken armen Leuten aus der Noth zu helfen?'

„O nein," sprach der Herr Hauptmann. „An gutem Willen fehlt es ihr zwar nicht; allein sie ist nicht so reich, daß sie eine kleine Gefälligkeit so überreichlich belohnen und einen Krug Wasser mit einem Goldstücke bezahlen könnte. Was mit dem Kupfergelde und den Goldstücken vorgegangen, ist zur Zeit noch ein Geheimniß. Ich weiß es nicht; das weiß ich aber ganz gewiß, wenn Ihr zwei Geschwister immer so gut bleibt und Euere Mutter so ehrt und liebt,

so wird Gottes Segen auf Euch ruhen und Ihr werdet unter den Menschen immer Wohlthäter und gute Freunde finden."

Nach einigen Tagen kam ein Kamerad, der den Herrn Hauptmann bisher bediente, nunmehr aber als Grenadier zu einer andern Kompagnie versetzt wird, und sagte zu mir, der Herr Hauptmann werde mich, wie es scheine, zu seinem Bedienten nehmen; denn Du mußt wissen, daß mehrere Herren Offiziere sich von Soldaten bedienen lassen.

Ich ging auf der Stelle zu ihm. „Nun, Ost," sagte er, „will Er mein Bedienter werden? Da Seine Schwester so treu und redlich und gegen meine Tante so dienstfertig und gefällig ist, so denke ich, Er werde es auch gegen mich sein."

Du kannst denken, liebe Schwester, daß ich diesen Antrag mit Freuden annahm und versprach, ihm ein treuer, guter Diener zu sein. Es ist ihm auch gut dienen; er ist gar ein lieber, freundlicher Herr. Auch kann ich die Dienste, die ich ihm zu leisten habe, neben dem Dienste des Königs leicht versehen. Ich habe ihm bloß täglich sein Mittagessen auf sein Zimmer zu bringen, seine Kleider reinlich zu erhalten und was er sonst noch nöthig hat, zu holen oder zu bestellen. Auch muß ich sein Pferd besorgen. Dafür belohnt er mich sehr gut und läßt von seinem Essen immer etwas für mich übrig.

Neulich, da er sehr viel zu schreiben hatte, sagte er zu mir: „Höre Er einmal, Ost! Da Seine Schwester so gut schreibt, so wird Er wenigstens nicht schlecht schreiben. Ihr Beide seid ja in eine Schule gegangen und Beide gleich fleißig gewesen. Will Er mir nicht die zwei Bogen da abschreiben?"

„O, recht gern," sagte ich, „so gut ich es nämlich kann." Ich brachte sie ihm am andern Morgen. Er war damit sehr zufrieden und sagte lächelnd und im Scherze: „Vortrefflich, Herr Sekretär!" Nun gibt er mir immer abzuschreiben und belohnt mich dafür besonders. Ich stehe nun so gut als mancher reiche Bauernsohn, der zu seinem Solde noch eine große Zulage von Haus erhält.

Sieh', liebe Schwester, so haben Deine Briefe und Deine Kreuzer mir ein großes Glück beschert. Wir wollen Gott dafür danken, daß er Alles so gut fügte, und wollen ferner auf ihn vertrauen.

Nun geht es bald wieder in's Feld. Bete, daß Gott mich und meinen lieben Herrn unter feindlichen Kugeln und Schwertern bewahre. Sei aber, weil ich mich so vielen Gefahren aussetzen muß, nicht traurig und kleinmüthig. Gott gibt mir einen fröhlichen Muth, für mein Vaterland zu streiten. Auch der Muth unsers Herrn Hauptmanns belebt den meinigen. Er sagt öfter: „Es ist süß und rühmlich, für das Vaterland zu sterben." Er hat recht; ja ich glaube,

es ist auch wahrhaft christlich, für sein Volk Blut und Leben darzugeben. Sollte ich Dich und die liebe Mutter in dieser Welt nicht mehr sehen, so sage ich Euch hiermit Lebewohl. Ach, es wäre mir freilich recht leid, wenn ich das viele Gute, das die Mutter uns gethan hat, ihr nicht mehr vergelten könnte. Auch das betrübt mich, daß ich mich dann Deiner, liebe Schwester, nicht mit Rath und That werde annehmen können. Allein der gütige Gott wird, wenn er mich zu sich ruft, für Euch Beide sorgen, und in dem Himmel sehen wir uns ja Alle wieder.

Gott sei mit Dir, liebste Schwester, und mit

Deinem treuen Bruder Georg Ost.

Sechster Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Gott Lob, daß es Friede ist! Ihr wißt zwar dieß schon längst; man hat ja Gott in allen Kirchen dafür gedankt; aber wir finden täglich neue Ursachen, Gott zu danken.

Viele Beurlaubte sind schon zurückgekommen. In vielen Häusern ist Freude, in manchem Hause aber auch Trauer über die Gebliebenen, die nie mehr zurückkehren, und es werden viele schmerzliche Thränen vergossen.

Aber ich, liebe Mutter, mußte gestern Freudenthränen vergießen; denn, denkt nur, gestern kam Georg ganz uner=

wartet hierher. Ich kann es Euch gar nicht sagen, was für eine Freude ich hatte. Anfangs erschrack ich zwar nicht wenig, als ein großer, ansehnlicher Soldat mit einem Schnurrbart und einem fürchterlichen Säbel an der Seite in die Stube trat und auf mich zueilte. Ich schrie vor Schrecken. Er aber lachte und sagte: „Kennst Du mich denn nicht mehr, liebe Schwester?“ Da sah ich erst, daß es Georg sei, und war vor Freude fast außer mir. Das Herz klopfte mir nun vor Freude fast noch mehr, als zuerst vor Schrecken.

Georg erkundigte sich nun vor Allem recht angelegentlich nach Euch. Er läßt Euch tausend Mal grüßen und Euch sagen, daß er, so bald möglich, selbst kommen und Euch besuchen werde.

Meine Frau ließ eine Flasche Wein, Brod und drei Gläser bringen und sagte zu mir: „Die Ankunft Deines Bruders muß gefeiert werden und wir müssen auf seine Gesundheit trinken.“

Er setzte sich nun zu mir und meiner Frau an den Tisch und erzählte, wie es im Kriege ihm ergangen. Die merkwürdigste Begebenheit für uns, liebe Mutter, ist, daß er seinen Herrn, den Herrn Hauptmann, aus der Hand der Feinde und vom Tode gerettet hat. Der gute Herr war verwundet und auf ein Knie gesunken. Ein feindlicher Husar, dem sein Pferd erschossen worden ist, hatte schon den Säbel geschwungen, dem trefflichen Hauptmanne den Kopf zu spal-

ten. Georg kam eben noch im rechten Augenblicke, hielt den Hieb auf und schlug sich mit dem ergrimmten Husaren tüchtig herum. Mehrere feindliche Soldaten kamen herbei; aber auch Georg's Kameraden eilten auf seinen Ruf: „Rettet unsern Hauptmann!“ ihm zu Hülfe. Die Feinde wurden in die Flucht gejagt. Georg verband seinen Herrn, bis man den Feldscherer rufen konnte, brachte ihn mit Hülfe seiner Kameraden in eine Bauernhütte und verpflegte ihn auf das Sorgfältigste. Der Herr wurde wieder hergestellt; die Wunde ist ganz geheilt und bringt ihm keinen weitern Nachtheil. „Sie ist aber für ihn“, sagte Georg, „noch ein schöneres Ehrenzeichen, als das Ordenszeichen, das seine Brust ziert.“

Der Herr Hauptmann, der bei der Frau von Holm, seiner Tante, hier im Hause ist, sagte zu Georg: „Ich muß Deine gute Schwester doch auch kennen lernen. Rufe sie!“ Als ich hereintrat, sagte er: „Es freut mich, die Schwester des Mannes kennen zu lernen, der mir das Leben gerettet hat. Ich werde mich gegen ihn gewiß dankbar beweisen und auch Dir und Deiner Mutter so viel Gutes thun, als ich kann. Schreib' das Deiner Mutter und grüße sie mir recht herzlich. Eine Mutter, die so gute Kinder erzogen hat, kann man nicht genug ehren.“

Heute früh reis'te der Herr Hauptmann wieder ab; denn er eilt sehr, seinen Vater und seine Mutter, die beide noch

am Leben sind, je eher, je lieber wieder zu sehen. Georg begleitete ihn und gab mir noch bei'm Abschied viele tausend Grüße an Euch auf.

Die Frau von Holm, die immer recht gnädig gegen mich war, ist jetzt noch viel freundlicher. Sie trat heute, als sie aus der Kirche kam, in unsere Stube und sagte zu mir: „Ich habe eben Gott gedankt, daß er mich meinen Karl wieder sehen ließ. Ich mußte weinen vor Freuden, als Karl mir erzählte, aus welcher großen Gefahr Dein Bruder ihn errettet. Sieh'," sagte sie, „wie viel Gutes die rothen Kreuzer gestiftet haben. Hättest Du diese Kreuzer aus kindlicher Liebe nicht sogleich Deiner Mutter geschickt, so wäre Dein Bruder nicht Karl's Bedienter geworden und Karl wäre vielleicht nicht mehr am Leben. Gott hat auf dieses Dein kindliches Geschenk einen großen Segen gelegt."

„Das ist wohl wahr," sagte die Kammerjungfer, die ihre Frau begleitete; „aber ich möchte doch nur wissen, wie die rothen Kreuzer aus dem Briefe herausgekommen und wie die Goldstücke dafür hineingekommen."

Frau von Holm sagte: „Das möchte ich auch gerne wissen, allein nicht aus bloßer Neugierde, sondern um dem unbekannten Wohlthäter zu danken. Wir wollen indeß Gott danken, der durch Menschen den Menschen Gutes erweiset. Gott wolle die edle Seele, die nur er kennt und durch die

er uns so großes Heil widerfahren ließ, reichlich dafür segnen!"

Um das, liebste Mutter, wollen wir den lieben Gott täglich bitten. Ich werde aber Gott doch auch bitten, er wolle es an den Tag kommen lassen, wer das Gold in meinen Brief gethan und uns so viele Freude gemacht hat. Ihr habt die sechs Goldstücke recht gut vertheilt, indem Ihr zwei für Euch verwendet, zwei dem Bruder geschickt und zwei für mich aufbewahrt habt. Ihr wünschet gewiß auch, so wie ich und der Bruder, die milde Hand zu küssen, durch die Gott uns so viel Gutes gethan hat.

Lebt indeß wohl! Ich verbleibe mit einem Herzen voll der kindlichsten Liebe Euere

gehorsame Tochter Margaretha.

Siebenter Brief.

Georg an seine Mutter.

Liebste Mutter!

Es ist mir sehr leid, daß mein herzlicher Wunsch, Euch wieder zu sehen, bisher noch nicht erfüllt worden. Ich konnte meinen lieben Herrn Hauptmann, der an mich so gewöhnt ist und so großes Vertrauen in mich setzt, doch unmöglich allein reisen lassen. Ich hoffe aber, nun recht bald zu Euch zu kommen, um dann auf immer bei Euch zu bleiben.

Wirklich habe ich Euch viel Angenehmes zu schreiben.

Denkt, es ist jetzt aufgekommen, wer anstatt der Kupferkreuzer die Goldstücke in den Brief der Schwester gethan hat.

Gestern kamen wir, mein Herr und ich, wieder hierher zu der Frau von Holm. Wir vernahmen sogleich, daß der Herr Oberst unsers Regiments sich hier bei einem seiner Verwandten befinde. Mein Herr eilte sogleich zu ihm. Der Herr Oberst machte ihm einen Gegenbesuch und wollte auch die Frau von Holm kennen lernen. Die Frau lud ihn zum Essen ein. Er speis'te da mit noch einigen Gästen. Ich mußte bei Tische aufwarten.

Die gnädige Frau erzählte während der Mahlzeit die Begebenheit mit den rothen Kreuzern. Alle fragten begierig, ob das Geheimniß, wer das Gold in den Brief gethan habe, noch nicht entdeckt sei.

Der Oberst, der gar ein heiterer, freundlicher Herr ist, und dabei sehr reich, lächelte und sagte: „Da kann ich dienen. Weil ich sehe, daß Ihnen so viel daran liegt, so muß ich schon mit der Sprache heraus.

Während des Krieges waren wir auf alle Briefe sehr aufmerksam. Wir wußten, daß sich Spione in unserm Lande befanden und dem Feinde von Allem, was ihm nützlich und uns nachtheilig sein könnte, Nachricht gaben. Da wurde mir nun ein Paket Briefe überbracht, die theils an die Post, theils an Boten abgegeben worden. Ein Brief darunter

hatte die Aufschrift: „An meine liebe Mutter, verwittibte Drechslermeisterinn, mit sechs Kreuzern beschwert.“ Dieß kam mir etwas seltsam vor. Was soll das sein? dachte ich. Das Porto kostet ja mehr als sechs Kreuzer. Ich schöpfte Verdacht. Die Spione suchen oft ihre Nachrichten unter einfältigen Adressen weiter zu fördern und an ganz gemeine Leute zu adressiren, auf die man den wenigsten Verdacht haben könnte. Ich öffnete den Brief. Je, dachte ich, den seligen Dreher Ost habe ich ja gekannt. Er war aus meiner Herrschaft Kornfeld gebürtig und ein sehr guter Mann. Er hat mir zu meinen Tabakspfeifen manches schöne Rohr gedreht. Gott habe ihn selig!

Der kindliche Brief der Tochter an die Mutter rührte mich innig. Ich hatte Tags zuvor eine Rolle Goldes erhalten, das mir eben nicht nöthig war, nahm die Kreuzer aus dem Briefe heraus und legte dafür die Goldstücke in den Brief. Nun, Gott sei Dank, daß dieser augenblickliche Einfall unter Gottes Leitung so viele freudige Begebenheiten veranlaßt hat.

Ich dachte,“ sagte der Herr weiter, „es werde bei Tische wohl von den rothen Kreuzern die Rede sein. Ich habe die sechs Kreuzer zum Andenken aufbewahrt und bringe sie hier mit, um sie an die betheiligten Personen auszutheilen. Denn da Gott diese rothen Kreuzer so gesegnet hat, so wird Jedem aus uns ein solcher rother Kreuzer lieber sein, als

ein Goldstück." Er gab einen davon der Frau von Holm und einen dem Herrn Hauptmann. „Und einen", sagte er, „behalte ich für mich." Die übrigen drei legte er neben seinen Teller. „Diese", sagte er, „sind für Georg, seine Mutter und seine Schwester bestimmt."

Die Frau von Holm sprach, indem sie den Kreuzer zwischen den Fingern hielt und betrachtete: „Dieser rothe Kreuzer, an den sich so theure Erinnerungen knüpfen, indem er durch Gottes Leitung die Veranlassung gab, daß meinem Neffen das Leben gerettet wurde, soll mir ein so theures Andenken sein, als eine goldene Denkmünze."

Mein Herr sagte nun: „Meine Eltern sind auf meine Bitte darauf bedacht, sich meinem Georg erkenntlich zu bezeigen und seiner Mutter unter die Arme zu greifen. Das Haus der guten Witwe ist wegen des zu frühen Todes ihres Mannes und wegen verschiedener Unglücksfälle überschuldet. Georg hat wenig Hoffnung, das Haus schuldenfrei zu machen und sich darauf zu setzen. Wir haben daher, da ich dem Sohne so Vieles zu danken habe, uns vorgenommen, ihn mit einer Summe Geldes zu unterstützen."

„Nun," sagte der Herr Oberst, „da werde ich mit Freuden beitragen."

Nach Tische, als die übrigen Gäste sich entfernt hatten, ließ der Herr Oberst mich rufen und berieth sich mit Frau von Holm und meinem Herrn über unsere Angelegenheiten.

Es wurde von ihnen beschlossen, die unverschuldeten Schulden des seligen Vaters zu bezahlen und mich so zu stellen, daß ich mein Gewerbe sorgenfrei und mit Nutzen betreiben könne. Der Herr Oberst versicherte, er werde, da es jetzt Frieden ist, meine Entlassung aus dem Kriegsdienste bewirken, damit ich alsdann sogleich das Haus mit der Werkstätte übernehmen könne. In weniger als einem Monate wird Alles berichtigt sein.

Hierauf befahl mir der Oberst, meine Schwester herauf zu führen. Er grüßte sie sehr freundlich, lobte sie, gab ihr die drei rothen Kreuzer und sagte: „Theile sie mit Deiner Mutter und Deinem Bruder und sei immer eine so gute Tochter und Schwester wie bisher! Euch beiden Kindern sollen diese Kreuzer ein Andenken sein und Euch sagen: Gott belohnt die kindliche Liebe. Euere Mutter aber wird, so oft sie ihre Kreuzer ansieht, sich freuen, daß sie Euch Kinder so gut erzogen hat.“

Nun, liebste Mutter, wollen wir Gott danken, der uns aus allen Nöthen und Trübsalen so gnädig errettet hat. Bald werde ich zu Euch kommen. Und da Ihr wegen Euers Alters die Hausgeschäfte nicht mehr wohl besorgen könnet, so werde ich meine liebe Schwester mitbringen. Wir Drei wollen dann in Liebe und Eintracht ein recht seliges Leben führen.

Wir, ich und Margaretha, Euere liebevollen Kinder,

können Gott nicht genug danken, daß er uns dazu hilft, Euch ein fröhliches Alter zu bereiten.

Ich und Margaretha, die diesen Brief mit unterzeichnet, sind mit gleicher kindlicher Liebe Euere

ewig dankbaren Kinder:
Georg und Margaretha.

Die Feuersbrunst.

Aus den Briefen des Herrn Alois May an seine Mutter.

Erster Brief.

Liebste Mutter!

Gott Lob, daß ich Sie, liebste Mutter, wieder gesehen und Sie gesund und wohl getroffen habe! Ich war sehr erfreut, daß Sie, als eine arme Witwe, von dem Fleiße Ihrer Hände und von dem Wenigen, das ich Ihnen bisher schicken konnte, immer so zufrieden gelebt und keinen Mangel gelitten haben. Noch mehr freut es mich, daß ich bald eine einträglichere Stelle erhalte und Sie dann reichlicher werde unterstützen können. Ihre herzliche Frömmigkeit, Ihre mütterliche Liebe zu mir haben mich auf lange Zeit wieder im Guten gestärkt; mit neuem Muthe setze ich meine Geschäftsreise fort, hoffe auch, wiewohl wir jetzt die rauheste Jahrszeit haben und es sehr kalt ist, sie glücklich zu vollenden, und dann, nachdem ich lange Handlungsdiener ge=

wesen, als Buchhalter eines ansehnlichen Handelshauses die fernere Zufriedenheit meines Herrn zu verdienen.

Meinem Versprechen gemäß werde ich Ihnen während meiner Reise von Zeit zu Zeit Nachricht von mir geben. Obwohl ich am liebsten kurze Briefe schreibe, so sollen doch Sie von nun an längere von mir erhalten, damit Sie, Ihrem Wunsche gemäß, länger daran zu lesen haben. Meine Reise war bisher, Gott sei Dank, recht glücklich. Es begegnete mir nichts besonders Merkwürdiges, ausgenommen eine Begebenheit, die ich Ihnen jetzt etwas ausführlicher erzählen will.

Ich war gestern Abends spät zu Bergheim in dem Gasthofe angekommen. Da ich in dieser Stadt keine Geschäfte hatte und mit Anbruch des Tages wieder abreisen wollte, begab ich mich bald zur Ruhe. Allein um Mitternacht, als ich in tiefem Schlafe lag, wurde mein Schlafzimmer von einer so mächtigen Helle erfüllt, daß ich erwachte. Es war mir Anfangs wie ein Traum, daß ich alle benachbarten Dächer, die ganz mit Schnee bedeckt waren, von blendend hellem, feuerrothem Glanze beleuchtet sah. Aber plötzlich erklang die Sturmglocke und Trommeln ließen sich auf der Straße hören. Ich sprang auf, trat an's Fenster und sah aus einem großen Hause am Ende der Straße dicke, schwarze Rauchwolken emporsteigen, aus denen furchtbare Flammen hervorbrachen. Ich warf mich, so schnell ich konnte,

in meine Kleider und eilte auf den Platz. Die Feuerspritzen kamen in stürmischer Eile rasselnd angefahren. Noch ließen sich aber wenige Menschen sehen; nur der Besitzer des brennenden Hauses, seine Frau und seine zwei Kinder standen halb angekleidet da, starrten die Flammen an, rangen die Hände und jammerten laut; die Dienstboten schleppten, schwer beladen, allerlei Geräthschaften aus dem Hause. Ich stellte mich an eine Feuerspritze und bot Wasser, das von dem nächsten Brunnen in Kübeln herbeigetragen wurde. Nach und nach kamen von allen Seiten, noch schlaftrunken und fast taumelnd, Leute herbeigelaufen; sie wurden in Ordnung gestellt, um sich von Hand zu Hand die Eimer zu bieten, die sie mitgebracht hatten. Auf ein Mal entstand seitwärts um die Ecke des brennenden Hauses ein herzdurchdringendes Jammergeschrei. Ich sprang eilends hin, um etwa zu helfen, wenn ein neues Unglück begegnet sein sollte. Zwei Kinder waren in den Flammen zurückgeblieben. Die Eltern hatten in ihrer großen Bestürzung es erst jetzt bemerkt. Der Vater stand todtenbleich da und deutete mit ausgestrecktem Arme auf ein paar Fenster im dritten Stockwerke; die Mutter war auf die Knie gesunken und erhob beide Arme zum Himmel und flehte um Erbarmen. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, zwölf bis dreizehn Jahre alt, standen neben ihren Eltern, schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen, weinten und schrien: „O, unser

lieber Anton! O, unser guter Franz! Ach, sie kommen im Feuer um; sie müssen verbrennen! O, Du guter, barmherziger Gott, erbarme Dich ihrer! Indeß wurde eine große Feuerleiter gebracht und an eines der Fenster angelegt. Allein kein Mensch wollte sich hinauf wagen; denn eben stürzten mit furchtbarem Gekrach die brennenden Sparren des Dachstuhls zusammen. Auf's Neue stiegen dicke Rauchwolken empor und unzählige feurige Funken regneten auf die Leute herab. Einer der zwei Männer, welche die Leiter herbeigetragen hatten, rief: „Zurück, der Hausgiebel stürzt ein!“ Der andere sagte: „Die armen Kinder sind verloren; wenn auch Jemand noch sich hinauf wagen wollte, so ist es doch zu spät.“ Er sprang hinweg. Alles Volk zog sich erschrocken zurück. Wirklich neigte der Giebel des Hauses, der größtentheils von Holz war und bereits brannte, sich vorwärts und drohte jeden Augenblick herabzustürzen. Allein ich dachte: „Im Namen Gottes sei es gewagt! Er wird mir gnädig sein.“ Ich kletterte so schnell als möglich die Leiter hinauf und erreichte, obwohl die Leiter etwas zu kurz war, das Fenster. Und was erblickte ich da! — Die Kammer war von schauerlich rothem Glanze des Feuers erleuchtet. Die zwei Kinder, recht liebliche, holde Knäblein, knieten in ihren weißen Hemdchen in Mitte der Kammer, erhoben ihre Händchen zum Himmel und riefen mit vielen Thränen: „O, lieber Vater im Himmel, erbarme Dich unser! Hilf

uns doch! Laß uns nicht verbrennen!" Das Getäfel der Stubendecke und die Thüre waren bereits von den Flammen ergriffen. Ich stieß das Fenster ein und plötzlich loderte das Feuer, das jetzt Luft bekam, mächtiger auf und furchtbarer Rauch drang aus dem Fenster. Eilig stieg ich hinein und setzte die Knaben auf das Fenstersims. Das Volk auf der Straße erhob ein Freudengeschrei, als es die zwei Kinder erblickte. Ich stieg wieder heraus, mußte aber mit den Füßen lange suchen, die Leiter zu treffen. Ich sagte zu dem einen Knaben, er solle meinen Hals fest umfassen, und schlang den Arm um den andern Knaben. Ich bemühte mich nun, mit der noch freien Hand die Leiter zu ergreifen und mich daran festzuhalten. Dieß war in der That höchst gefährlich. Ein lauter Schrei des Schreckens erscholl aus Aller Mund. Einer der vielen hundert Zuschauer rief: „Ach Gott, er kann sie nicht retten!" Ein Anderer schrie: „O Gott, sie stürzen alle Drei mit einander herunter!" Mehrere Stimmen riefen zugleich: „Gott steh' ihm bei; Gott erbarme sich der Kinder!" Auch die zwei Kinder weinten laut vor Angst und Entsetzen. Wirklich wurde es mir auch bange, wie ich, mit den zwei Kindern beladen, die Leiter erfassen und an der schwankenden Leiter, an der ich mich nur mit einer Hand halten konnte, herabkommen wollte. Allein mit der Hülfe Gottes gelang es mir. Unter dem lauten, freudigen Zurufen der Volksmenge kam ich mit beiden Kindern glücklich herab.

Ich eilte, die Kinder den Eltern zu bringen. Die Mutter war über den Anblick der Gefahr, worin ihre zwei Kinder schwebten, ohnmächtig geworden. Der Vater hatte sie in ein benachbartes Haus bringen wollen. Allein, von Schrecken und Angst gelähmt, vermochte er nicht, sie zu halten; sie war auf den mit tiefem Schnee bedeckten Boden hingesunken und der Vater kniete neben ihr. Die zwei größern Kinder suchten, Haupt und Schultern der Mutter zu stützen. Als ich mit den zwei kleinern Kindern, eines auf dem Arme tragend, das andere an der Hand führend, mich den Eltern nahete, riß der Knabe, den ich führte, sich los, sprang auf den Vater zu und schrie freudig: „Liebster Vater!" Der Vater sprang auf, schloß den Knaben in die Arme und rief: „Gott sei gelobt! Nun mag all mein Vermögen vom Feuer verzehrt werden; meine liebsten Schätze sind gerettet." Der freudige Ausruf des Vaters und die helle Stimme des Kindes, das er trug, drangen in das Ohr der Mutter; sie erwachte aus ihrer Ohnmacht. Ich bot ihr das andere Kind hin. Sie riß es in ihre Arme, als wäre es vor dem Feuer noch nicht sicher, drückte es an ihre Brust und konnte vor Freude nur weinen und wimmern. Den Blick des Dankes, den sie mir zuwarf, werde ich in meinem Leben nicht vergessen. — Ich eilte wieder an meine Feuerspritze. Nach einigen Stunden wurde man des Feuers Meister; es war keine weitere Gefahr mehr zu besorgen. Da

die Thurmglocke Morgens sechs Uhr schlug, kehrte ich zurück in den Gasthof. Meine zwei Reisegefährten standen, in ihre Mäntel gehüllt, schon vor der Hausthüre und warteten ungeduldig auf mich. Ich eilte auf mein Zimmer, holte meinen Mantel und mein kleines Gepäck, zahlte den Wirth, trank stehend eine Schale Kaffe und setzte mich dann zu den zwei Herren in die Kutsche.

Ich erzähle Ihnen dieses Alles, liebste Mutter, nicht um mich zu rühmen, sondern weil ich weiß, daß es Ihnen Freude machen wird. Ich verspreche Ihnen, einem Fremden nie davon zu erzählen. Allein wir Zwei sind ja ein Herz und eine Seele. Ich kann auch auf keinen Ruhm Anspruch machen; ich habe diese gute That lediglich Gott und Ihnen zu danken. Gott gab mir den Muth dazu; Sie, liebste Mutter, lehrten mich von meiner Kindheit an, so zu handeln. O, wie oft, wie herzlich stellten Sie mir das Beispiel unsers göttlichen Erlösers vor Augen! O, ich weiß noch alle Ihre Worte. „Er", sagten Sie, „hat uns geliebt bis in den Tod; so sollen auch wir Menschen einander lieben. Er hat aus lauter Liebe sein Leben für uns dahin gegeben; so sollen auch wir, wenn es Noth ist, bereit sein, aus Liebe für einander das Leben zu geben."

Liebste Mutter! Ich schreibe Ihnen dieses in dem sehr guten Gasthofe eines kleinen Dorfes, wo ich heute Abends sehr spät angekommen. Morgen in aller Frühe habe ich mit

mehrern Krämern, die hierher bestellt sind, nicht unbedeutende Rechnungen abzumachen. Uebermorgen, sobald es Tag wird, geht es wieder weiter. Ich muß daher noch ein wenig ruhen. Darum gute Nacht, beste Mutter! Gott sei mit Ihnen und Ihrem Sie

innig liebenden, dankbaren Sohne Alois.

Zweiter Brief.

Liebste Mutter!

Ich bin zwar recht glücklich hier angekommen, aber — ach, meine liebste Mutter! ich fand hier Alles verändert. Ich eilte, vollre Fude über meine glücklich vollbrachte Geschäftsreise, zu meinem Herrn Prinzipal, dem Herrn von Walther, auf sein Arbeitszimmer; allein er, der sonst immer so gütig und freundlich gegen mich war, blieb unbeweglich in seinem Lehnsessel am Schreibtische sitzen und sah mich höchst aufgebracht und mit finstern Blicken an. Er nannte mich sonst immer „Sie"; allein jetzt sagte er: „Geh' Er! Wir sind geschiedene Leute; Er kann mir ferner nicht mehr dienen. Die Buchhalterstelle, die ich ihm zugedacht hatte, habe ich einem treuern Manne verliehen, und die Stelle, die durch seine Beförderung wäre erledigt worden, ist mit einem wackern jungen Menschen besetzt, auf den ich mich mehr verlassen kann, als auf Ihn. Geh' Er und laß er sich nie mehr vor mir sehen!"

Ich war so höchst erstaunt über diesen mir ganz und gar unerwarteten Empfang, daß ich wie versteinert da stand und lange nicht reden konnte. Endlich sagte ich: „Ist's möglich, daß Sie so mit mir reden? Womit habe ich Ihr Wohlwollen verloren, mein liebster Herr Prinzipal?"

„Nenne Er mich nicht mehr so!" sagte er unwillig. „Er weiß es nur zu gut, daß er meine Güte mit Undank vergolten, mein Zutrauen mißbraucht und mich bestohlen hat."

„Ich bin kein Dieb," sagte ich tief gekränkt und beleidigt. „Wer hat in meiner Abwesenheit mich bei Ihnen so angeschwärzt und verleumdet? Stellen Sie mir ihn vor Augen, den bösen, falschen Mann!"

„Ein sehr redlicher Mann", sprach mein Herr, „hat mich aufmerksam gemacht. Ich glaubte dessen Worten lange nicht; allein augenscheinliche Beweise überzeugten mich von Seiner Frevelthat."

„Von welcher That?" rief ich; „nennen Sie mir dieselbe! Ich weiß mich keiner Uebelthat schuldig. Erklären Sie sich!"

„Wohl, ich will mich erklären", sagte er.

Diese Erklärung würde aber Ihnen, liebste Mutter, gar nicht klar sein; Sie würden Manches nicht verstehen. Ich muß Ihnen daher einiges Vorhergegangene erzählen und etwas weiter ausholen.

Mein Herr ist ein ganz außerordentlicher Liebhaber von seltenen Münzen, die entweder wegen ihres Alterthums

oder wegen der merkwürdigen Begebenheiten, auf die sie geprägt worden, oder wegen ihres kunstreichen Gepräges in seinen Augen einen großen Werth haben. Er hat auch davon eine sehr schöne Sammlung zusammengebracht. Er mag diese Liebhaberei allerdings ein wenig übertreiben; seine Freunde scherzen auch manchmal mit ihm darüber. Indeß fand auch ich an den schönen Münzen keine geringe Freude. Es gelang mir, die Umschriften einiger alten römischen Münzen zu lesen, die mein Herr nicht herauszubringen wußte. Er zeigte mir von nun an jede alte Münze, die er oft mit theuerm Gelde an sich gekauft hatte, und ich gewann sehr in seinem Zutrauen. Einige Zeit nun vor meiner Reise kam aus dem Zimmer meines Herrn von den Münzen, deren er immer einige auf seinem Schreibtische liegen hatte, um sich daran zu ergötzen, hie und da eine weg, die er für eine besonders große Kostbarkeit hielt, wiewohl sie nur von Silber oder gar nur von Kupfer war. Seit meiner Abreise aber hatte nie mehr eine gefehlt. Er legte unter die geringern Münzen eine oder die andere von größerm Werthe mit Vorsatz hin und merkte insgeheim auf, um den Dieb zu entdecken. Allein sie blieb unverrückt. Ein Freund, sagte mein Herr, den er aber durchaus nicht nennen dürfe, habe im Vertrauen die Vermuthung merken lassen, es könnte doch vielleicht möglich sein, daß ich, da ich eine so übergroße Freude an schönen Münzen gezeigt, die schönsten davon mir

zugeeignet habe. Mein Herr glaubte es aber immer noch nicht, daß ich der Thäter sei.

Nun besuchten zwei angesehene Reisende meinen Herrn, um seine Sammlung von Münzen zu besehen. Er zeigte ihnen mit dem größten Vergnügen alle die schönen goldenen und silbernen Münzen, die sich in einem zierlichen Kästchen mit vielen Schublädchen befinden, der Reihe nach vor und pries sie wegen ihres Alterthums, ihrer Schönheit und Seltenheit. „Nun aber", sagte er, „sollen Sie erst die zwei allerseltensten und kostbarsten Schaustücke sehen." Beide große goldene Münzen hatte er in einem Futterale von grünem Saffian, das mit rothem Sammet ausgefüttert war, aufbewahrt, damit sie ja nicht beschädigt würden. Die zwei Herren waren voll Erwartung. Er öffnete das Futteral sorgsam nnd mit wichtiger Miene. Allein es war leer und beide Münzen waren nicht mehr darin. Mein Herr war vor Entsetzen fast außer sich und gerieth in einen furchtbaren Zorn. Wenn man ihm alle seine Geldrollen aus seiner Kasse gestohlen hätte, wäre er nicht so aufgebracht worden. „O der Dieb, der Schurke!" schrie er mit einer solchen Heftigkeit, daß beide Fremden erschracken, nach Hut und Stock griffen und, seinen Verlust bedauernd, sich eilig empfahlen.

Mein Herr war nun fest überzeugt, daß ich die zwei goldenen Schaumünzen gestohlen habe. Er hatte sein Münzkabinet, wie er das Kästchen nennt, fast täglich geöffnet,

aber vorzüglich nur jene Münzen betrachtet, die er seit kurzer Zeit erhalten hatte. Nach den zwei Prachtstücken, die er schon seit viel Jahren besitzt und wohl schon hundert Mal betrachtet hatte, hatte er schon seit mehrern Wochen nicht mehr gesehen. Weil das Futteral vorhanden war, fiel es ihm gar nicht ein, die Münzen könnten herausgenommen und entwendet sein. Da er sie nun nicht mehr fand, so war es ihm ausgemacht, ich sei der Dieb. Er behauptete, ich habe vor meiner Abreise die kostbaren Stücke gestohlen, damit er, wenn er den Diebstahl entdecke, meinen solle, eine andere Hand habe den Frevel begangen. Ich hatte meinen großen Koffer auf meinem Zimmer stehen lassen und meinem Herr zu Zimmer und Koffer die Schlüssel übergeben; denn ich wollte bloß ein kleines Felleisen auf die Reise mitnehmen. Mein Herr öffnete nun in seinem Zorne den Koffer und fand zu unterst auf dem Boden desselben, sorgfältig in Seidenpapier eingewickelt und in eine alte Schlafmütze versteckt, beide Münzen. Allein so erzückt der gute Herr war, seine geliebten Schaustücke wieder zu haben, so sehr entsetzte er sich, daß ich, dem er sein ganzes Zutrauen geschenkt hatte, so schändlich und treulos an ihm gehandelt habe.

Nachdem er mir diese Begebenheit ausführlich erzählt hatte, war mir die ganze Sache klar. Irgend ein Mensch, obwohl ich mir nicht denken kann welcher, mußte, um mir das Zutrauen meines Herrn zu rauben, früherhin die sel-

tenen Münzen von Silber oder Kupfer weggeräumt haben; eben derselbe hatte gewiß auch die Goldstücke gestohlen, sie in meinen Koffer verborgen und meinen Herrn verleitet, sie da zu suchen. Ich wollte meinem Herrn das begreiflich machen. Er ließ mich aber nicht zu Worte kommen, oder wußte, Alles, was ich sagte, anders auszulegen. Ich sagte unter Anderm: „Wenn ich die schönen Denkmünzen gestohlen und in meinem Koffer verborgen hätte, so würde ich Ihnen wohl nicht den Schlüssel dazu gegeben haben.“ Allein er rief: „Das zeigt eben von einem feinen, ausgelernten Spitzbuben; Er wollte mich durch dieß anscheinende Zutrauen nur sicher machen, daß ich den Raub gewiß nicht dort suchen sollte. Geh' Er mir aus den Augen und sei Er froh, daß ich Ihn so ungestraft gehen lasse! Ich könnte Ihn in das Zuchthaus bringen; er verdiente es; allein um seines seligen Vaters willen, der ein ehrlicher Mann war, und um Seiner guten Mutter willen, die sich über diese Geschichte zu Tode grämen würde, will ich den ruchlosen Diebstahl verschweigen und keinem Menschen davon sagen.

Ich wollte noch weiter reden; er öffnete aber die Thüre und sagte: „Packe Er sich auf der Stelle aus meinen Augen und laß Er Seinen Koffer und allen Seinen Plunder recht bald nachholen! Ich will weder Ihn, noch etwas, das Sein ist, mehr unter meinem Dache haben.“

Ihnen, liebste Mutter, darf ich nicht erst betheuern, daß

ich dieses Verbrechen nicht begangen habe. Sie haben mir von meiner Kindheit an die heiligste Ehrfurcht gegen Gott und seine Gebote in's Herz gepflanzt. Sie haben mir den Abscheu vor jeder, auch der geringsten Sünde zu tief in die Seele eingeprägt, als daß ich mich so weit hätte vergessen können. Sie werden auch nie von mir gehört haben, daß ich einen Menschen, auch nur um einen Heller, betrogen habe. Sie sind von meiner Unschuld überzeugt. Ich aber bin sehr bekümmert, mich so an meiner Ehre angegriffen zu sehen. Es macht großes Aufsehen dahier, daß ich die erhaltene Buchhalterstelle nicht antreten durfte und das Haus so schnell verlassen mußte. Man weiß die Ursache nicht, denkt sich aber etwas recht Arges, und es gehen allerlei Gerüchte in der Stadt. Allein ich habe das feste Vertrauen auf Gott, er werde meine Unschuld noch an den Tag bringen.

Ich habe mir indeß dahier ein Dachstübchen gemiethet, lese und bete, gehe wenig aus und gebe Unterricht in der englischen Sprache, um nicht ganz müßig zu sein und doch auch etwas zu verdienen. Leben Sie wohl und beten Sie für Ihren unglücklichen Sohn Alois.

Dritter Brief.

Liebste, beste Mutter!

Gott sei gelobt und gepriesen! Er hat meine Unschuld an den Tag gebracht. Ich muß Ihnen die ganze merkwürdige

Geschichte von Anfang an erzählen, obwohl erst der Ausgang derselben für mich von der glücklichsten Folge war.

Sie werden sich der Feuersbrunst erinnern, von der ich Ihnen schrieb und bei der ich so glücklich war, mit Gottes Hülfe zwei Kinder aus den Flammen zu erretten. Der Vater dieser Kinder, Herr Bellini, hatte einem Kaufmanne dahier, dem Herrn Fein, eine Summe von fünfhundert Gulden geliehen. Herr Bellini hatte nun das Geld selbst nöthig, sein abgebranntes Haus wieder aufzubauen. Der Kaufmann Fein war indeß gestorben, sein Sohn aber hatte die Schuld anerkannt, übernommen, und auch die Zinse richtig bezahlt. Herr Bellini schrieb nun an Herrn Fein, den Sohn, und kündete ihm das Kapital auf. Da er ihn für einen redlichen Mann hielt, ließ er, was freilich etwas unvorsichtig war, in den Brief mit einfließen, daß die Obligation, die der verstorbene Vater ausgestellt, und die Briefe, die der Sohn deßhalb geschrieben, verbrannt seien. Der junge Fein läugnete aber jetzt, daß weder sein Vater diese Summe geborgt, noch er selbst je die Schuld anerkannt habe. Herr Bellini sah sich also genöthigt, vor Gericht zu klagen. Die Beweise, die er vorbringen konnte, machten die Sache sehr wahrscheinlich, aber nicht gewiß. Das Gericht übertrug daher dem Herrn Fein den Eid. Herr Fein erbot sich, indem er den Herrn Bellini einen frechen Lügner schalt, den Eid auf der Stelle zu schwören. „Nun gut,“ sagte Bellini,

„ich will lieber fünfhundert Gulden verlieren, als Sie zu einem falschen Eide verleiten." Der Rechtsstreit ward abgebrochen und man dachte kaum mehr daran.

Zu Anfang des Frühlings ließ Herr Bellini, um anstatt des abgebrannten Hauses ein neues zu bauen, die Brandstätte vom Schutte reinigen. Früher war es nicht wohl möglich gewesen; der Schutt war wegen des vielen Wassers, womit man die Gluth vollends gelöscht hatte, fest auf einander gefroren und mit tiefem Schnee bedeckt. Herr Bellini war bei dem Abräumen beständig zugegen. Manches Brauchbare, auch geschmolzenes Silber, wurde noch vorgefunden. Endlich kam auch gegen alle seine Erwartung das kleine eiserne Kistchen, in dem er seine Obligationen und die Papiere, die sich darauf bezogen, verwahrt hatte, zum Vorschein. Der Boden des Zimmers war damals bei der Feuersbrunst sammt dem Kistchen herabgestürzt; jedoch mußte sogleich so viel Schutt darauf herabgefallen sein und den Flammen gewehrt haben, daß die Papiere darin nicht verbrannten, sondern bloß ziemlich braun geworden sind, jedoch vollkommen lesbar blieben.

Herr Bellini legte nun die Obligation und die eigenhändigen Briefe des Herrn Fein dem Gerichte vor. Fein wurde gerufen. Als er die Papiere erblickte, wurde er todtenbleich, zitterte und konnte die Schuld nicht mehr läugnen. Das Gericht verurtheilte ihn zur Bezahlung des bestritte-

nen Kapitals, der Zinsen und der Gerichtskosten; überdieß noch wurde er wegen vorgehabten Meineids, welches Vorhaben er zu Protokoll gegeben, auf mehrere Jahre zur Gefängnißstrafe verurtheilt.

Eben dieser Herr Fein war nun der Mann, der, wie er sagte, um sich in Geschäften noch mehr zu vervollkommnen, die Erlaubniß nachgesucht hatte, in dem Handelshause des Herrn von Walther täglich einige Stunden unentgeltlich arbeiten zu dürfen. Er wußte ihm zu schmeicheln, war immer sehr nett und artig gekleidet und in seinen Arbeiten sehr geschickt und ganz ungemein fleißig. Eben dieser junge Mann hatte dem Herrn von Walther den falschen Verdacht gegen mich beigebracht und war anstatt meiner Buchhalter geworden.

Als Herr von Walther die Betrügereien des meineidigen Fein vernommen, ging ihm mit einem Male das Licht auf. Er eilte zum Stadtgerichte und forderte, man solle Fein's Wohnung gerichtlich durchsuchen, ob sich die entwendeten silbernen und kupfernen Münzen nicht etwa dort vorfänden. Man fand sie richtig in dessen Schreibpulte, und der meineidige Fein erschien nun noch überdieß als Dieb und Verleumder, und die ihm angekündigte Gefängnißstrafe wurde verlängert.

Ich war seit einem paar Tagen nicht aus dem Hause gekommen, war auch von Niemandem besucht worden und

wußte daher von Fein's entdecktem Meineide und den vorgefundenen Münzen nicht das Geringste. Da trat auf ein Mal Herr von Walther mit offenen Armen in mein Dachstübchen und rief mit Thränen in den Augen: „Sie sind unschuldig. Fein hat mich schrecklich betrogen. Er hat früherhin die silbernen und kupfernen Münzen gestohlen und dann, wie ich jetzt klar einsehe, auch die goldenen Schaustücke heimlich aus meinem Münzkabinette in Ihren Koffer gebracht, Sie um mein Zutrauen zu bringen. Ich war zu leichtgläubig und zu hitzig. Freilich, wenn der vorgebliche Diebstahl nicht meine Lieblingsneigung betroffen hätte, so würde der Verlust mir nicht so in das Herz gegriffen haben und ich hätte die Sache besser überlegt. Je nun, wenn das Herz des Menschen von irgend einer zu großen Neigung eingenommen ist, so wird sein Verstand leicht der Spielball des nächsten besten Betrügers, oder er betrügt sich selbst. Ich habe Ihnen sehr unrecht gethan. Verzeihen Sie mir!" Wir umarmten einander unter Thränen.

„Nun kommen Sie aber sogleich mit mir!" sprach er, „Sie sind nun, wenn Sie anders noch in die Dienste Ihres Beleidigers treten wollen, mein erster Buchhalter. Fein hat Arrest und wird heute noch in die Frohnfeste abgeführt."

Ich bezeigte mein Erstaunen und fragte, wie der Betrug des Herrn Fein an den Tag gekommen sei. „Ja so," sprach Herr von Walther, „Sie wissen es noch nicht? Nun hören

Sie einmal die ehrlosen Betrügereien und die ungeheure Falschheit und Heuchelei dieses ruchlosen Menschen."

Herr von Walter erzählte mir die Begebenheit, sowohl von der abgeläugneten Schuld und dem vorgehabten Meineide als von den gestohlenen Münzen, die man in Fein's Pulte gefunden hatte. Ich rief öfter: „Fein? Dieser hat dieses Alles gethan? Ist's möglich, daß er so schlecht an mir gehandelt hat? Ich hielt ihn für meinen Freund und für sehr fromm. Er hat mir immer ganz ungemein freundlich begegnet und immer sehr andächtige Reden im Munde geführt. So oft ich auf sein Zimmer kam, hatte er ein Andachtsbuch in der Hand."

„Ja, ja," sagte Herr von Walther, „so traf ich ihn auch immer, und noch mehrere Gebetbücher und Erbauungsschriften lagen neben ihm auf dem Tische. Der Schurke trug darauf an, meine Tochter Amalie zur Frau zu bekommen, und suchte, mich durch fleißiges Arbeiten, meine Tochter durch Artigkeit in Kleidung und Betragen, und die Mutter durch seine Scheinheiligkeit für sich einzunehmen. Die Heuchelei, daß er seine schlechten Streiche unter dem Scheine von Frömmigkeit ausübte, war noch das Schlechteste und Strafbarste von Allem. Gott aber hat den gottlosen Heuchler entlarvt und bestraft. Doch, kommen Sie nun mit mir! Alles in meinem Hause freut sich, Sie wieder zu sehen."

Er führte mich an seinem Arme durch die Straße. Die

Geschichte war sogleich stadtkundig geworden und Jedermann begrüßte mich mit freudigen Blicken. Als wir zum Hause kamen, standen Mutter und Tochter, Handelsdiener und Packknechte, Köchinn und die Küchenmägde unter der Hausthüre und bewillkommten mich mit großem Jubel. Da es bald darauf Zeit zu Tische war, so sagte Frau von Walther: „Der heutige Tag ist für uns Alle ein Freudenfest; ich bedaure, daß die Zeit zu kurz war, für eine festliche Mahlzeit zu sorgen.“ Herr von Walther ließ aber von seinem besten Rheinweine aus seinem Keller holen und brachte die Gesundheit aus: „Ehrlich währt am längsten.“

Auf ein Mal entstand ein Lärm auf der Straße; eine Menge Leute liefen zusammen. Wir traten an's Fenster. Da kam, geputzt wie ein Prinz, Herr Fein — auf einem Leiterwagen. Er saß auf einem Bunde Stroh und ein Soldat mit Ober- und Untergewehr saß neben ihm. Als er nun mit bleichem Gesichte und niedergeschlagenen Augen so vor dem Hause vorbeigeführt wurde, hatte ich doch Mitleid mit ihm. Herr von Walther sagte aber: „Nun sieht Herr Fein, wie wahr das alte Sprüchlein sei: „Kein Fädelein ist so fein gesponnen, es kommt einmal an die Sonnen.“

Leben Sie wohl, liebste Mutter, und danken Sie Gott mit Ihrem hocherfreuten Sohne Alois.

Vierter Brief.

Liebste Mutter!

Das glaube ich, daß Ihnen mein letzter Brief große Freude gemacht hat. Allein auch der gegenwärtige Brief wird Sie freuen und Sie werden ihn nicht ohne Rührung lesen.

Gestern Abends wollten wir, mein Herr, seine Frau, Fräulein Tochter und ich, uns eben an den Theetisch setzen. Da trat eine schöne, ansehnliche Frau mit zwei überaus lieblichen kleinen Knaben in das Zimmer. Sie war bei ihren Verwandten dahier in der Stadt auf Besuch und wollte nun auch ihre Jugendfreundinn, die Frau von Walther besuchen. Es war Frau Bellini. Ich kannte sie aber nicht mehr; denn damals, als ich sie sah, war sie todtenblaß und glich einer Sterbenden. Sie wußte nichts davon, daß ich mich hier im Hause befinde; sie hatte seit jenem Brandunglücke nichts mehr von mir gehört.

Das kleinere Knäbchen rief aber sogleich: „Sieh', Mutter, das ist der Herr, der auf der großen Leiter zu uns hinauf geklettert und in unsere brennende Kammer zum Fenster hereingestiegen ist."

„Ei ja, Sie sind es!" sprach der größere Knabe, „Sie haben mich und das Brüderlein herabgetragen und gesagt, wir sollen uns nicht fürchten, als die Leiter so schwankte

und die Leute so schrien und man so arg trommelte und die Sturmglocke läutete und Alles voll Feuer war."

Die Mutter hatte, sowie sie in's Zimmer trat, sogleich ihre Freundinn umarmt und merkte erst jetzt auf die Reden des Knaben. Sie sah mich an und rief: „Mein Gott, ja, Sie sind es wahrhaftig! O, in meinem Leben werde ich Ihr Angesicht nicht vergessen, wiewohl ich Sie nur wenige Augenblicke gesehen habe. Sie waren mir in meiner Todesangst ein Engel vom Himmel, der mir nicht nur Trost brachte, sondern auch Hülfe. O, Gott weiß es, wie herzlich ich immer gewünscht habe, Sie nur noch ein Mal in meinem Leben zu sehen, um Ihnen den innigsten Dank eines gerührten Mutterherzens auszudrücken! Ich vermochte es damals nicht; allein ich vermag es auch jetzt nicht." Sie brach in einen Strom von Thränen aus.

„O, meine Kinder," sagte sie schluchzend, „küßt diesem Herrn — ach, ich weiß nicht einmal, wie Sie heißen — küßt ihm die Hände, mit denen er Euch das Leben gerettet hat! Wenn dieser Herr nicht gewesen wäre, so wäret Ihr Beide zu Staub und Asche verbrannt." Die zwei Knaben fingen auch an, zu weinen, und benetzten meine Hände mit Thränen. Auch meinem Herrn standen die Thränen in den Augen; seine Frau und seine Tochter aber weinten recht von Herzen.

Herr von Walther sprach jetzt: „Von dieser Geschichte

weiß ich ja noch gar kein Wort. Kommen Sie, Madam Bellini, setzen Sie sich hier auf das Kanapee und erzählen Sie! Und Sie, Herr May, müssen neben der gerührten Mutter sitzen."

Ich wollte den Platz der Frau des Hauses überlassen; aber Alle drangen in mich, diesen Ehrenplatz einzunehmen. Ich setzte mich und die beiden Knaben drängten sich an mich und hielten immer meine Hände. Ich nahm den kleinern auf den Schooß; der andere stand neben meinem Knie. Mein Herr saß zwischen seiner Frau und Tochter auf den herbeigerückten Sesseln.

Frau Bellini erzählte mit großer Lebhaftigkeit und Rührung. Sie beschrieb, indem sie auf's Neue todtenblaß wurde, ihren Todesschrecken und die furchtbare Todesangst, die sie empfunden, als sie ihre zwei Kinder vermißten; als es hieß, sie seien noch droben in ihrer Schlafkammer; als unter dem Jammerrufe der vielen hundert Menschen die große Leiter gebracht wurde. „Ach," rief sie, „ich eilte hin, blickte auf, sah die Fenster der Kammer von den innern Flammen furchtbar erleuchtet — und das Mutterherz drohte mir zu zerspringen und die Knie brachen mir.

Wir Alle, die wir zuhörten, wurden erschüttert und bebten. Sie machte hierauf von der großen Gefahr bei Rettung ihrer Kinder eine solche Schilderung, daß mir selbst schauderte und jene Gefahr mir jetzt viel größer vorkam, als sie

mir damals geschienen. Ich sagte ihr das; allein sie sagte: „O nein, die Gefahr war nicht so geringe, als jetzt Ihre Bescheidenheit sie macht. Als ich Sie oben an der Spitze der schwankenden Leiter mit meinen zwei Kindern beladen erblickte, Flamme und Rauch aus den Fenstern drang, Feuerfunken über Sie herabregneten, der Hausgiebel brannte, wankte und krachte, da vergingen mir die Sinne; ich ward ohnmächtig."

„O, hören Sie auf!" rief Frau von Walther; „mir schwindelt auch."

„Wahrhaftig," sagte Amalie, die Tochter des Hauses, „ich bin nahe daran, auch ohnmächtig zu werden!"

Frau Bellini sagte sanfter und ruhiger und zu mir gewandt: „In der That, Sie und die zwei Knaben hier schwebten augenscheinlich in der größten Todesgefahr. Tapfere Männer sagten mir nachher: „Es fehlte uns wahrhaftig nicht an gutem Willen, Ihre Kinder zu retten; allein es schien uns geradezu unmöglich. Den fremden Herrn hat Gott hergeschickt; die Rettung Ihrer Kinder ist ein Wunder. Es war wirklich nur um einige Augenblicke zu thun, so hätte der brennende Giebel, der sogleich darauf mit furchtbarem Krachen und neu hervorbrechenden dicken Rauchwolken herabstürzte, den Herrn und Ihre Kinder erschlagen. Gott hat die Kinder durch diesen Herrn wunderbar gerettet."

Sie ergriff mit Augen voll Thränen meine Hand und

sprach: „O daß wir, ich und mein Mann, doch nur wüßten, womit wir Sie erfreuen, was wir Ihnen Gefälliges erzeigen könnten?"

Ich sagte gerührt: „Ihre Mutterfreude, Ihr Dank ist mir Lohnes genug. Ich bedarf jetzt nichts. Doch wenn ich in eine Verlegenheit kommen sollte, so werde ich mich ganz gewiß an Herrn Bellini und Sie wenden."

„Nun wohl, sagte sie und wandte sich an ihre zwei kleinen Knaben. „Du, Anton," sprach sie zum ältern, „was willst Du dem Herrn geben?"

„Meine Trommel," sagte der Knabe, „und noch dazu das Eichhörnchen, das ich zu Hause habe."

„Und Du, Franz," sprach die Mutter, „was willst Du ihm schenken?"

„Alles, was mir auf Weihnachten das Christkindlein bescheren wird," sagte der Kleine.

Die Frauen lächelten mit Thränen in den Augen. Herr von Walther stand auf und sagte: „Unser Thee ist über die Geschichte ganz in Vergessenheit gekommen. „Doch", sprach er, „wir sind auf eine andere Art angefeuchtet worden", und trocknete sich die Thränen." Indeß kann ich eine so liebevolle Mutter und ihre holden Kinder doch nicht so mit nassen Augen und trockenem Munde abfertigen. Speisen Sie mit uns zu Nacht!" Die Frau sagte, sie werde wirklich bei einem Abendessen erwartet, wozu einige ihrer Freun-

dinnen eingeladen seien. „Also kommen Sie morgen auf Mittag!“ sprach Herr von Walther. Sie sagte, daß sie auch auf Morgen Mittag schon eingeladen sei, daß morgen auf den Abend ihr Mann kommen werde, sie abzuholen, und daß sie übermorgen mit Anbruch des Tages mit ihm abreisen müsse. „Ei,“ rief Herr von Walther, „so erwarte ich Sie sammt Ihrem lieben Manne morgen auf ein kleines Abendessen. Ich lasse keine Einwendungen gelten.“ Frau Bellini nahm die Einladung an und wir Alle begleiteten sie bis an die Hausthüre.

Gute Nacht, liebste Mutter — denn ich schreibe Ihnen immer bei Nacht, weil ich bei Tag immer viele Geschäfte habe. Ich denke, so sehr die Erzählung der Frau mich ergriff, recht sanft zu schlafen. Es ist doch eine Freude, wenn man in der Welt auch einmal etwas Gutes gestiftet hat. Gott sei mit Ihnen und Ihrem Sie

innig liebenden Sohne Alois.

Fünfter Brief.

Liebste Mutter!

Ich schreibe Ihnen schon wieder. — Wenn mein voriger Brief Sie gerührt hat, so wird dieser sie hoch erfreuen. Ich habe Ihnen eine höchst angenehme Begebenheit zu berichten.

Als ich gestern Morgens in das Zimmer trat, begrüßte

mich mein Herr und seine Frau noch viel freundlicher als sonst. Amalie's Angesicht aber war, als sie mir einen guten Morgen wünschte, von Freundlichkeit wie verklärt. Wir tranken zusammen Kaffe; denn seit ich in das Haus aufgenommen bin, darf ich bei dem Frühstücke nie fehlen.

Herr von Walther sagte mit sehr heiterer Miene zu mir: „Ich bin unzufrieden mit Ihnen. Warum haben Sie von dem Allem, was Frau Bellini gestern Abends erzählte, uns nichts gesagt?"

„In der That," sprach Frau von Walther, „das war nicht freundschaftlich."

Ich sagte: „Unsere Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut. Ich habe keinem Menschen davon gesagt: nur meiner Mutter habe ich die Geschichte geschrieben."

„Betrachten Sie mich künftig", sprach Frau von Walther mit besonderm Nachdrucke, „als ihre Mutter."

„Und mich", fügte Herr von Walther bei, „als Ihren Vater."

Ich getraute mir kaum, zu denken, welche erfreuliche Bedeutung diese Worte für mich haben könnten. Ich eilte zu meinen Geschäften. Weil ich eben einen starken Posttag hatte und wir auf den Abend so werthe Gäste erwarteten, wollte ich mit meinen Briefen recht bald fertig werden, um den Abend frei zu haben und an der Gesellschaft ungestört Theil nehmen zu können. Ich ging deßhalb Mittags nicht

zu Tische, sondern ließ mir einiges wenige Essen auf die Schreibstube bringen.

Als ich am Abende in das Speisezimmer trat, war noch Niemand da als Herr Bellini und mein Herr. Beide Herren waren in einem eifrigen Gespräche begriffen; die Frauen hatten sich in ein anderes Zimmer begeben. Herr Bellini eilte sogleich auf mich zu, umarmte mich als den Retter seiner Kinder und bezeigte mir seinen Dank in kurzen kräftigen Ausdrücken.

„Sie glauben nicht,“ sprach er hierauf, „welche Mühe wir uns gegeben, Ihren Namen und Ihren Aufenthalt zu erfahren. Ich ging in alle Gasthöfe. Im goldenen Hirsche hörte ich, daß Sie da mit zwei Herren, die Niemand kannte, und mit einem ganz fremden Kutscher Abends sehr spät angekommen und Morgens sehr frühe wieder abgereis't waren; weiter konnte man mir nichts sagen. Wir erkundigten uns im ganzen Städtchen, ob denn Niemand Sie kenne. „O ja wohl,“ hieß es, „den wohlgekleideten fremden Herrn, der so fleißig an der Spritze arbeitete, daß er wohl bis auf die Haut naß wurde und der sich dann in das brennende Haus wagte, kennen wir wohl. Der ist weder wasserscheu noch feuerscheu. Wie er aber heiße oder woher er sei, das wissen wir nicht.“ Indeß erzählte man mir doch manchen Zug von Ihnen, der mir gefiel. Ihre zwei Reisegefährten, die wohl nur der Zufall Ihnen zugeführt hatte, waren nicht Ihres

Sinnes. Beide sahen in guter Ruhe der Feuersbrunst zu und rauchten ganz behaglich Tabak. Allein Sie riefen denselben mit einem strafenden Blicke zu: „Meine Herren, haben Sie vielleicht Ihre Pfeifen an dem Feuer da angezündet? Greifen Sie doch zu den Eimern!“ Die zwei Herren fühlten das Unschickliche ihres Betragens, hatten aber keine Lust zur Arbeit, sondern entfernten sich. In einer Feuerspritze war nach der letzten Feuersbrunst etwas Wasser zurückgeblieben und eingefroren. Sie war nicht zu gebrauchen und die Leute wußten sich nicht zu helfen Allein Sie riefen: „Gießt ein wenig warmes, aber ja nicht zu heißes Wasser hinein.“ Man machte es so und die Spritze kam bald in Gang. So zeigten sie sich durchaus nicht nur als einen menschenfreundlichen, edelmüthigen Mann, sondern überhaupt als einen Mann, der genug Muth und Verstand hat, den Menschen die Wahrheit zu sagen und guten Rath zu ertheilen.“

Doch, liebste Mutter, verdiene ich nicht Tadel, daß ich da so Vieles geschrieben, was mir zum Lobe gereicht? Allein ich versichere Ihnen, daß ich Selbstlob hasse und daß ich dieses Alles bloß geschrieben, weil ich Sie liebe und Ihnen gern Freude machen möchte und weil ich weiß, daß Sie diesen Brief mit Freude lesen werden.

Jetzt kamen die zwei Frauen und Fräulein Amalie, alle sehr zierlich, ja festlich gekleidet. Frau von Walther sagte

zu Herrn Bellini: „Ich habe eine Beschwerde gegen Sie. Warum haben Sie nicht gestattet, Ihre zwei lieben Kleinen mit hierher zu nehmen?“ Herr Bellini sprach: „Kinder taugen nicht immer in die Gesellschaft der Erwachsenen; sie stören jede ernstere Unterhaltung oder haben Langeweile dabei. Wie nachtheilig ihnen die Gespräche und Scherze in gemischten Gesellschaften werden können, brauche ich hier nicht zu erwähnen; denn hier könnten Sie nur Gutes lernen. Indeß würden sie hier vielleicht doch beschwerlich fallen.“

„Ei, nicht doch,“ sagte Herr von Walther. Sie müssen sie auf ein Stündchen hierher kommen lassen. Die Kleinen müssen doch die Kuchen und Torten verkosten, die Amalie heute gebacken hat. Da es bereits dunkel ist, so lasse ich sogleich anspannen, um sie in der Kutsche hierher zu bringen.“

Ich erbot mich, sie abzuholen, und brachte sie. Als sie die zierliche Tafel, die hellen Wachslichter, das schimmernde Silber und die netten Körbchen voll Früchte erblickten, waren Beide ganz entzückt. Nachdem wir zu Tische gebetet hatten und man sich zu Tische setzen wollte, sprach Herr von Walther zu den Kleinen: „Nun, wo wollet denn Ihr hinsitzen?“ Beide riefen: „Neben Herrn May.“

Während der Mahlzeit kam das Gespräch bald wieder auf die Feuersbrunst. Frau Bellini erzählte, das Feuer sei vermuthlich durch eine Magd ausgekommen, die schon früher ein Mal die noch glühende Asche in ein hölzernes Gefäß

gethan und sie nicht in das feuerfeste Gewölbe, sondern, um sich einen Gang zu ersparen, in die nächste Kammer gestellt habe, und deßhalb sehr ernstlich und nachdrücklich gewarnt wurde; einige Leute aber seien der Meinung, das Feuer sei gelegt worden.

Amalie sagte: „Wie kann der gütige Gott es doch zulassen, daß durch eine nachlässige Magd oder gar durch einen bösen Menschen so gute Menschen in Schrecken gesetzt und ihrer Wohnung beraubt werden! Ich würde einen Knaben, der ein Vogelnest zerstören und junge und alte Vögelein verscheuchen wolle, an den Haaren zurückreißen. Warum wehrt der liebe Gott, dem gute Menschen doch unendlich lieber sind, als uns die Vögel, den Bösen nicht, solches Unglück anzurichten?"

„Liebes Fräulein Amalie," sagte Herr Bellini, „der Verlust meines Hauses und eines großen Theils meines Vermögens war für mich, meine Frau und Kinder allerdings ein großes Unglück; allein wir und viele Menschen wurden dadurch noch eines größern Segens theilhaft. Wir lernten die Hinfälligkeit und Nichtigkeit aller zeitlichen Güter noch mehr einsehen; wir erkannten, daß wir keine andere feste Stütze haben, als Gott allein; wir wurden genöthigt, unsere einzige Zuflucht zu ihm zu nehmen. O, wie riefen auch unsere nächsten Nachbarn, die in Gefahr waren, zu Gott um Hülfe! Wie beteten wir selbst bei der Todes-

gefahr unserer geliebten Kinder! Wir wurden geübt in der Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen. Viele Menschen fanden Gelegenheit, ihre Menschenliebe an den Tag zu legen. Ich erkenne es mit Dank, daß viele große Kaufleute mir nicht unbedeutende Summen nachließen und mir neue Waaren auf Treu' und Glauben gaben. Viele, sehr viele Menschen aus benachbarten Ortschaften, die dabei nichts zu gewinnen oder zu verlieren hatten, eilten herbei, den Brand zu löschen. Ohne solche Unglücksfälle, Feuersbrünste, Hagelschlag, Krankheiten u. dgl. hätten gerade die schönsten Tugenden: Vertrauen auf Gott, Geduld im Leiden, Wohlthätigkeit gegen Leidende und Bedrängte, heldenmüthige, sich aufopfernde Liebe und auch die Dankbarkeit gegen Wohlthäter, gar nicht Statt. Und sind gerade diese Tugenden nicht ohne Vergleich mehr werth, als alle zeitlichen Güter?"

„Vortrefflich," rief Herr von Walther; „mir selbst, der ich doch viele Meilen weit von Ihnen entfernt wohne, war Ihr Unglück ein großes Glück. Ich lernte den heuchlerischen Fein kennen, der sich in mein Zutrauen einzuschmeicheln gewußt und der Sie, da Sie durch die Feuersbrunst schon so viel verloren, noch um eine große Summe Geldes betrügen wollte; ich wurde, Gott Lob, seiner los. Die Unschuld des Herrn May kam an den Tag und ich nahm ihn wieder in mein Haus auf. Sein Edelmuth, mit dem er sein Leben

für Ihre Kinder gewagt, machte ihn mir noch unendlich schätzenswerther. Wie Ihnen Ihre Kinder wieder geschenkt worden und Sie nun größere Freuden an ihnen haben, als zuvor, so geht es mir auch mit ihm. So weiß Gott alle Leiden, die er über uns schickt, in Freuden zu verwandeln."

Frau Bellini winkte jetzt ihren zwei Knaben. „Wir reisen morgen sehr frühe ab," sagte sie; „Ihr müßt nun zu Bette gehen, damit Ihr wohl ausschlaft und auf der Reise recht munter seid." Beide Knaben standen augenblicklich auf, beteten nach Tische, küßten dem Herrn und der Frau von Walther für die gütige Bewirthung die Hand und baten, da sie zu Bette gehen wollten, ihren Vater und ihre Mutter um den Segen. Ich erbot mich, sie zu begleiten. Frau von Walther ließ eine Schachtel bringen und packte für die Kinder, bis angespannt wurde, große Stücke Kuchen, eine ganze Torte und so viele von den schönen Früchten ein, die auf der Tafel standen, als in die Schachtel hinein gingen. „Ihr habt die schönen rothen Aepfel und gelben Birnen schon lange angelacht", sagte sie, „und waret doch so bescheiden, keine zu verlangen. Das war recht schön. Ihr könnet sie nun auf der Reise verzehren."

„Ei," sagte der kleine Anton, „die schönen Aepfel und Birnen bringen wir unserm Bruder und unserer Schwester mit nach Hause."

„O ja wohl," sprach Franz, „und auch die Torte und

die Kuchen. Der Bruder konnte nicht mitreisen, weil er das Studiren angefangen, und die Schwester darf die Schule auch nicht versäumen. Nun aber werden sie über das Mitgebrachte doch noch eine Freude haben."

Herr von Walther sagte zur Frau Bellini: „Sie erziehen Ihre Kinder sehr gut; Sie werden Freude an ihnen erleben."

„Das gebe Gott!" sagte Frau Bellini. „Gott hat diese meine zwei Kinder auf's Neue mir wieder geschenkt und ich gelobte ihm, sie mit neuem Eifer ihm zu erziehen. Es ist aber so schwer. Den Kindern drohen noch schrecklichere Gefahren, als Flammen und Fluthen. Im Feuer und Wasser findet man nur den zeitlichen Tod; die Verführung aber stürzt in ewiges Verderben. Gott gebe mir Weisheit, daß ich meine Kinder vor allen Gefahren Leibes und der Seele bewahre, und, wenn sie einst in Gefahr der Versuchung gerathen sollten, sie so muthig herausreiße, wie ihr edelmüthiger Erretter sie aus den Flammen gerissen hat."

Als ich zurückkam, erhob sich Herr von Walther feierlich von seinem Sessel und sprach zu mir: „Lieber Sohn, ich bin Ihnen wegen des Unrechts, das ich Ihnen zufügte, eine große Entschädigung schuldig; auch wünsche ich, Ihre edle That, so gut ich kann, zu belohnen. Meine Handlung soll von nun an „Walther und May" heißen. Ich gebe Ihnen mein halbes Vermögen und dazu meine Tochter zur

Frau. Ich habe bemerkt, daß Sie eine Neigung zu ihr haben und meine Tochter zu Ihnen. Wir beide Eltern sind einverstanden und Ihre gute Mutter wird auch nicht dagegen sein. Reicht Euch die Hände und Herr und Frau Bellini seien Zeugen der Verlobung und dann auch die verehrtesten Hochzeitgäste."

Ich wurde bleich vor Freudenschrecken und Amalia glühte wie eine Rose. Wir gaben uns die Hände, und Herr von Walther sprach: „Gott segne Euch, meine lieben Kinder!" So sprach auch Frau von Walther mit Thränen in den Augen, und Herr und Frau Bellini wünschten uns von ganzem Herzen Glück.

Liebste Mutter! Heute drei Wochen werde ich kommen, Sie zur Hochzeit abzuholen. Sie werden große Freude haben, Ihre künftige Schwiegertochter kennen zu lernen. Sie ist vortrefflich erzogen und in jeder Hinsicht ein vollkommenes Frauenzimmer. Es ist ein sehr großes Glück für mich, daß die Tochter so verehrungswerther Eltern meine Ehegattinn wird. Die gute Erziehung, die Sie mir gaben, legte den Grund dieses meines Glückes. Ich kann Ihnen, beste Mutter, und meinem seligen Vater nicht genug dafür danken. Ach, daß der Vater diese Freude noch erlebt hätte! Er hat bei dem kleinen herrschaftlichen Amte, das er bekleidete, sich manchen Bissen am Munde erspart und anstatt des Weines sich mit Wasser begnügt, um mich etwas Rechtes lernen

zu lassen, nicht, um damit zu glänzen, sondern für Zeit und Ewigkeit guten Gebrauch davon zu machen. Er hielt sehr viel auf einen gebildeten Verstand und auf gründliche Kenntnisse, aber noch mehr auf Frömmigkeit und Tugend. Er flößte mir heilige Ehrfurcht vor Gott und Abscheu gegen alles Böse ein. Gott wolle es ihm in jener Welt vergelten, da ich es in dieser nicht mehr kann und es auch nie im Stande sein würde, wenn der gute, edle Mann noch lebte!

Nun, liebste Mutter, machen Sie sich reisefertig, um dann für immer bei uns zu bleiben. Dieß wünschen Herr und Frau von Walther, die Ihnen ihre eigene Kutsche und Pferde schicken werden. Meine liebe Braut grüßt Sie mit kindlicher Ehrerbietigkeit und Liebe und bittet Sie um ihren mütterlichen Segen. Ihnen in ihren alten Tagen recht viele Freuden zu machen, ist der innigste Wunsch Ihrer guten Tochter Amalia und Ihres

ewig dankbaren Sohnes Alois.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Die Früchte der guten Erziehung drei Erzählungen in Briefen für Kinder u. Kinderfreunde

St. Gallen 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 315 -6,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279561-3